6

Deutschland.

Pahl.

~~VI. 33.~~

H. Germ. ~~VI~~ 33 / a.

o 9 / 1

J. H.

Die Insel Reichenau.

Herda,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutschen Vorzeit

für

Freunde der vaterländischen Geschichte.

Von

J. G. Pahl.

Erster Band.

Freyburg und Konstanz,
in der Herderschen Buchhandlung.
1811.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Sr. Hochwohlgebohren

Herrn Herrn

B. Hofer

Großherzoglich Badischen Staatsrath

und

Direktor des Seekreises

aus

tiefster Verehrung und schuldigster Dankbarkeit

gewidmet

von

der Verlagshandlung.

Vorrede.

Die Macht, mit welcher die grossen Ereignisse der itzigen Zeit die Gemüther ergreifen, haben das Interesse, welches die Geschichte des Alterthums erregt, nicht vermindert. Im Gegentheile hat das Ausserordentliche, was in der Gegenwart sich begab, in vielen besonnenen Beobachtern den Sinn erregt und geschärft, der das Grosse und Kühne der Vorzeit fixirt und durchdringt; man ist zu der Einsicht gekommen, daß vieles, was vor unsern Augen geschieht, erst dadurch verständig werde, daß wir den Blick zurück wenden, in die Vergangenheit; und manche, denen das Leben in der neuen Welt bedrückend

und bedenklich schien, haben Trost und Entschadigung in dem Heiligthum gesucht, in dem die Denkmale der Alten aufgestellt sind, und ihre Geister uns umschweben.

Diese Richtung des herrschenden Sinnes ist in unsern Tagen, besonders in Teutschland sichtbar geworden. Nicht nur daß der vaterländische Fleiß unermüdet fort fuhr, in den Schachten des Alterthums zu graben, und auch den unbedeutendsten Fund nicht verschmähend, immer neuen Vorrath zu Tage zu fördern; es lieferten Männer von Kraft und hohem Geiste einige meisterhafte Geschichtswerke, welche die Zeitgenossen mit Dank und Triumph empfiengen, und was altteutscher Witz und altteutsches Gemüth erfunden und gefühlt, ward in der neuern Sprache wieder gegeben.

Man hat in dieser Liebe und in dieser Rückkehr zum alterthümlichen Leben nicht mit Unrecht ein freundliches Zeichen unsrer Zeit bemerkt: wie es uns denn auch unmöglich an

Lehre und Ermunterung fehlen kann, wenn wir in die Todtenhalle unsrer Väter hinabsteigen, um ihr Wort zu vernehmen, ihre Thaten anzuschauen, und ihren Geist zu prüfen. Manche löbliche Tugend, die wir in unserm Handeln und Leiden vergessen und hinweg geworfen haben, wird in ihrer Würde und Schönheit vor uns erscheinen; mancher hohe Beruf, den wir in den Zerstreuungen des Lebens überhören, wird verstärkt an unser Ohr ertönen; mancher demüthigende Anblick wird unsre Herzen erschüttern; manches leuchtende Vorbild wird sie erheben; manche Erscheinung wird uns trösten und stärken, wenn wir unter müheseligen und mißlichen Erfahrungen verzagen wollen.

In diesem Sinne und zu diesem Zwecke die Geschichte der Väter zu wiederholen, und empfänglichen Lesern zur Ansicht und zur Erinnerung zu bringen, ist die Aufgabe eines schriftstellerischen Unternehmens, dessen Anfang hier dem Publikum vorgelegt wird.

Eine zusammenhängende Chronik des alten

Volkes der Germanen konnte, aus vielen Ursachen nicht leisten, was hier bezielt wird; auch hat unsre Literatur an gelungenen und mißlungenen Versuchen in dieser Form keinen Mangel. Dagegen erscheinen hier einzelne Figuren und Parthieen, die durch irgend ein Interesse sich auszeichnen, aus dem Ganzen ausgehoben, und Zeichnungen von besondern Zeitabschnitten und Begebenheiten, Biographien, Charakterschilderungen, Sittengemälde, Erzählungen, Anekdoten, Orts- und Länderbeschreibungen mit besonderer Beziehung auf die Geschichte, ꝛc. ꝛc. an einander angereiht, und für den vaterländischgesinnten Leser, der noch etwas Höheres ahnet, als der Genuß des flüchtigen Augenblicks ihm gewährt, in eine Gallerie zusammen gestellt. Historische Untersuchungen liegen eben so wenig als moralische Deklamationen in dem Zwecke dieser Schrift, weil jene bloß den gelehrten Historiker ansprechen, diese aber der Geschichte fremd sind, die keines andern Zeugnisses, als das der Thatsache bedarf. Dagegen ist es

die Absicht des Verfassers, dieses Zeugniß rein und klar darzustellen, seine Aechtheit sorgsam auszumitteln, mit ernstem Fleiße die Anforderungen der Kunst zu beachten, und auf gleiche Weise auf Wahrheit und Lebendigkeit, Einfalt und Kraft in der Ausführung der Gemälde zu streben. Alle Beziehungen und Anspielungen auf die politischen Zerstohrungen und Schöpfungen unsrer Zeit aber sollen unerbittlich ausgeschlossen seyn, indem bey ihrem Anblicke uns nichts mehr übrig bleibt, als stummes Erstaunen, und ihr Strohm, nach Gottes Rath, mit solcher Macht dahin reißt, daß es überflüßige Mühe wäre, ihm nachzuhelfen, und unnütze Vermessenheit, ihm in den Weg zu treten.

Uebrigens konnte es dem Verfasser nicht entgehen, daß dieser erste Band noch tief unter dem Ideal steht, das er zu realisiren sucht; und er glaubt der Billigkeit der Leser vertrauen zu dürfen, daß sie, was auf diesem Wege weiter hin geleistet werden kann,

nicht nach dem ersten Versuche beurtheilen, der in allen Dingen seine eigenen Schwierigkeiten hat.

Affalterbach im Königreiche Wirtemberg am 1ten März 1811.

J. G. Pahl.

Ueber teutsche Geschichte und Historiographie.

Man hat sich oft, bald mit mehr bald mit weniger Aufwand von Kunst bemüht, den Werth und Nutzen des Studiums der Geschichte für das geistige Leben des Menschen nachzuweisen.

Wir halten dieses Beginnen für eben so überflüssig, als den Fleiß, der darauf verwendet würde, die Nützlichkeit der Sonne für das thierische Leben darzuthun. Was allgemein anerkannt, und durch einen lauten Ruf natürlicher Kräfte gefordert wird, bedarf keines Beweises; und man würdigt eine Thätigkeit des Geistes, die nothwendige Bedingung seiner Entwicklung überhaupt ist, herab, wenn man von den Vortheilen spricht, die sie in Beziehung auf untergeordnete Interessen gewährt.

Die Bildung des Menschen kann in ihrer Allseitigkeit nur dadurch gelingen, daß er seinen Blick über die Gegenwart in die Vergangenheit erhebt, und die Hülfsmittel, die jene zum höhern Aufschwung ihm darreicht, auch noch mit jenen vermehrt, die ihm die Vorzeit anbietet. Haftet er blos an seiner Zeit und an seinen Umgebungen; so kann nothwendig auch kein andrer, als nur der Geist dieser Zeit, der seiner Natur nach immer einseitig ist, in ihn kommen; und beachtet er die Dinge blos in dem festen Bestande, in dem der Augenblick sie darstellt, oder auch nur in einer kurzen Periode ihres Fortschritts; so entgeht ihm gerade ihre interessanteste und lehrreichste Seite, nämlich ihre Entfaltung und ihr Leben; und die Welt bildet sich in ihm nicht anders, als eine weite, öde, langweilige Sandwüste, oder als ein gefrornes Meer. Ueberdieß wenn die Religiosität der Schlußstein und die Krone aller menschlichen Bildung, und das höchste Lebensprinzip aller vernünftigen Kraftäußerung ist; so darf der Blick des Sterblichen ohnehin nicht ablassen von dem erhabenen Drama, das ihm die Geschichte darstellt. Denn, wenn Gott mit seinem Rathschlusse in der Gemeinheit der Gegenwart und in dem beschränkten Kreise, den das leibliche Aug umspannet, nicht ersehen wird; so tritt

Er dort in seiner vollen Größe und Herrlichkeit wieder hervor; Er erscheint, Ehrfurcht und Anbetung gebietend, über den Kräften der Natur, und lenkt sie nach ewigen Planen, und die Welt, eher kein höheres Interesse darbietend, als das eines künstlichen und kolossalen Mechanismus, verwandelt sich in das Reich des über sie waltenden unendlichen Geistes.

Was die Geschichte, in ihrer Allgemeinheit, in so ferne sie das gesamte menschliche Geschlecht in seinem Gange durch die Zeit begleitet, dem empfänglichen Gemüthe Erhebendes und Stärkendes darbietet, das sucht es auch nicht umsonst in ihren einzelnen Regionen, die das Schicksal besonderer Völker, Gesellschaften und Zeiten umfassen; denn auch hier ist uns überall die allgegenwärtige Gottheit sichtbar, und überall sehen wir den Menschen, wie er, uns zur Lehre und zum Vorbilde, den bald gelingenden bald mißlingenden Versuch wiederholt, die Aufgabe seines Lebens zu lösen. Deßhalb entgeht uns das Höhere nicht, was wir auf diesem Wege suchen, wenn wir dem Zuge unsers Herzens folgen, der uns mit Vorliebe auf das Einheimische und Verwandte lenkt, und vermöge dessen wir lieber und länger bey dem Vaterländischen und Vertrauten weilen, als beym Fremden. Was unsere Voreltern ge-

than und erlitten, was die Stadt oder das Land geduldet, die wir bewohnen, was so manche Trümmer aus der Vorzeit, die noch vor unseren Augen stehen, uns bezeugen, und was Andeutung, Vorbereitung und allmähliche Schöpfung unserer itzigen Lebensverhältnisse ist, das muß uns, indem wir in ihm uns selbst immer wieder finden, stärker ansprechen, als das Entfernte, worinn keine Beziehung auf uns sich zudringt: und finden sich Berührungen dieser Art zwischen uns und der Erscheinung; so dürfen wir auch hoffen, daß wir den Geist der Letztern, vollkommener auffassen, und mächtiger von dem Unsichtbaren ergriffen werden, das im Sichtbaren sich spiegelt.

Auch in dem Leben und in der Heimath des Teutschen besteht noch so Vieles, zum Theil in imponirender Größe und Kraft, was seine Blicke auf das Alterthum zurück zieht, und lehrreiche, begeisternde und große Erinnerungen in ihm weckt. Schon vor Jahrhunderten ertönte, obwohl noch in rauhern Lauten, die Sprache und der Gesang, die bis auf diese Stunde die Eigenthümlichkeit und der Stolz unsers Volkes geblieben sind. In unseren bürgerlichen Einrichtungen begegnet uns überall der schaffende und ordnende Geist der Väter, und in unseren Gesetzen vernehmen wir ihre Stimme. Sind auch unsere

Sitten ausgeartet, oder durch fremde Einflüsse verderbt; so erinnern wir uns doch auch in ihnen, obwohl oft zu unsrer Beschämung, an unsre Abkunft. Der ganze Charakter der Enkel ist, sey es auch hier und da mißtönend, der Nachklang des Sinnes der Voreltern, so wie ihre Lage und ihr Schicksal das Resultat dessen, was diese vorbereitet haben: und es war dem Verderben und der edlern Kultur auf gleiche Weise unmöglich, die ursprünglichen Formen zu zerbrechen, in welche die Zeit das Gute und das Böse ergießt. Noch stehen auf unseren Felsen die Burgen der Alten; noch umgeben ihre Thürme unsere Städte; noch beten wir in ihren für die Ewigkeit erbauten Tempeln die Gottheit an; noch sind in unseren Zeughäusern die Waffen aufbewahrt, mit denen sie ihre Feinde schlugen; noch lesen wir ihre Namen auf ihren Grabmahlen und Todtenschildern; und noch sättigt sich, so Gott will! die Armuth von den frommen Stiftungen, die sie uns hinterlassen haben. Und dieß alles weist uns hin auf eine untergegangene Welt, deren Genossen unsere Verwandte und unsere Brüder waren, und auf eine Zeit, in der gute und böse Menschen sich anstrengten, um das geliebte heimische Land für uns zuzubereiten, und die Anstalten und Ordnungen zu gründen, die uns aufnehmen, und in

denen unser Leben sich bewegen sollte. Wir verläugnen den Charakter der Vernunft, wenn wir die Gelegenheit verschmähen, die uns gegeben wird, um zu sehen, wie die Gegenwart in der Vergangenheit sich gebildet hat; und es ist nur dem kalten Herzen und dem starren Sinne möglich, gleichgültig bey den Monumenten derjenigen vorüber zu gehen, welche vor uns, und zu unserm Beßten, auf dem Boden, der uns und unsre Kinder nährt, gelebt und gewirket haben.

Das Interesse der teutschen Geschichte für diejenigen, die sie in die Kreise ihrer Voreltern zurückführt, wird deßhalb nicht in Anspruch genommen werden können: aber wir wissen, daß es von solchen bezweifelt worden ist, welche diese Beziehung nicht achtend, nur auf den innern Gehalt der Erscheinungen und auf den Charakter der handelnden Personen sahen. Vergeblich suche man hier, ist gesagt worden, solche große, edle und selbstständige Naturen, wie das römische Alterthum sie darbiete, und vergeblich solche hohe, ätherische Gemüther, wie sie im Griechenland uns begegnen. Die Menschheit sehe man hier meistens im Irdischen und Gemeinen befangen, und bey jedem Versuche eines höhern Aufschwungs wieder zu demselben hernieder sinken. Nie falle das Aug auf einen edeln Kampf für Selbstständ-

digkeit und Freyheit; alle Kräfte ringen nur um Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Das Ganze sey ohnehin nichts, als der Sieg des geistlichen und weltlichen Despotismus über ein Volk ohne regen Geist und Energie; und nie gelinge es dem Individuum, durch Entwicklung seiner Kraft aus der Menge hervorzutreten, und die Fesseln zu brechen, mit welchem die starre Form die Gesamtheit umfangen. — Es bedarf keiner Untersuchung darüber, was in diesen Bemerkungen wahr oder unwahr sey. Ihr Gehalt muß uns ohnehin in die Augen fallen, wenn es uns klar geworden ist, worinn das eigentliche und wahre Interesse der Geschichte liege.

Es kann nur der Mensch, in soferne er ein durch Vernunft freyes Wesen ist, dem seine Bestimmung in einer ins Unendliche strebenden Entwicklung seiner geistigen Kraft angewiesen worden, Objekt der Historie seyn. Von den Thieren giebt es nur eine Naturgeschichte, oder eine Beschreibung, die sie im fixirten Zustande aufgenommen hat, weil sie in ihrer Entwicklung in der Zeit durchaus kein Interesse darbieten, indem sie dabey einer zwingenden und allgemeinen Nothwendigkeit unterliegen, und ein Aeußerstes erreichen, bey dem ihr Entwicklungsgang für immer geschlossen ist. Auch die leblosen Dinge sind in

dieser Hinsicht, weil ihre Veränderungen gleichfalls von einem sich immer nach demselben Gesetze bewegenden Mechanismus abhängen, gleichgültig für uns; und wenn Bergstürze, Erdbeben und Stürme in den Chroniken bemerkt werden, geschieht es blos um der Wirkungen willen, die sie auf die vernünftigen Bewohner unsres Planeten gehabt haben. Der Mensch dagegen bestimmt sich selbst durch den ihm inne wohnenden freyen Willen, und seine Kräfte sind in ununterbrochener Bewegung, um sich zu immer größerer Selbstständigkeit, Macht und Vollkommenheit zu erheben. Unaufhörlich steht ihm in diesem Streben die Natur im Wege, und so wird sein Leben ein steter Kampf gegen die Hindernisse, die ihm die Erreichung seines Ziels erschweren. In diesem Kampfe liegt das wahre Interesse seines Lebens, und es steigt und fällt in dem Maaße, in dem er in dieser Sphäre Muth und Kraft anwendet und dem höhern Adel seiner Natur sich annähert, oder sich von ihm entfernt, — und so springt uns die Aufgabe der Geschichte in die Augen, welche, sie mag nun unser ganzes Geschlecht umfassen, oder sich auf einzelne Völker oder Individuen beschränken, immer darinn besteht, zu zeigen, wie und mit welchen Erfolgen der Mensch die Realisirung des Ideals der Menschheit versucht habe.

Dieses Ideal findet sich nicht im sichtbaren und vergänglichen, sondern im unsichtbaren und ewigen Theile unsrer Natur, also in der höchsten Ausbildung des Geistes, welche dadurch bewerkstelliget wird, daß wir unsre Bestimmung in der übersinnlichen Welt lebendig erkennen, und dieß Anerkenntniß zum Prinzip und Triebwerk des Wollens und Handelns erheben. Dieses Resultat steht aber in dem innern Heiligthum unsres Gemüths, unzugänglich für jedes sterbliche Auge, und also auch in seinem Wesen und in seinem wahren Charakter den Blicken des Historikers verschlossen. Deßhalb kommt blos seine Erscheinung in der Sinnenwelt, oder das Bild, das es in den Spiegel der Natur wirft, zur Erkenntniß dieses letztern, und sein Stoff wird immer dürftiger, je mehr er von den Anstalten und Thaten der Menschen für die Realisirung ihres Zwecks zu diesem Zwecke selbst empor steigt, indem jene immer in einem höhern Grade von Wahrnehmbarkeit hervor treten, als dieser. Das Rechte geltend zu machen, das Wahre zu erkennen, das Schöne zu fühlen und nachzubilden, und die Tugend zum herrschenden Prinzip seines Lebens zu erheben, darauf ist aller Fleiß und alles Streben des Vernunftwesens gerichtet, und alles Interesse seiner Geschichte ist in seiner Thätigkeit für diese Zwecke

begründet, welche Thätigkeit denn auch, da sie im Handeln und Leiden sich offenbart, dem Historiker ersichtlich wird, und von ihm nachbildend dargestellt werden kann. Seine Darstellung umfaßt aber nicht nur das, was unmittelbar die geistige Bildung des Menschen beabsichtigt, sondern auch die Erscheinungen des gemeinen Lebens, welche mittelbarer Weise, fördernd oder hindernd, in sie einfließen, und sie wird die Auufmerksamkeit um so stärker erregen, und die Gemüther um so mächtiger ergreifen, je weiter und kühner sein Held auf der Bahn der Entwicklung fortschreitet, je tapferer er den Kampf mit den Hindernissen besteht, je mehr er dem Ziele allseitiger Bildung sich annähert, und je kräftiger die in seiner Natur liegenden Keime des Edeln nd Trefflichen sich entfalten. Diejenigen dagegen, welche das Interesse nur in dem Ueberraschenden und Abentheuerlichen finden, verkennen den hohen Sinn, den die Vernunft in die Geschichte legt, und würdigen die hehre Verkündigerinn der Gottheit zu einer verächtlichen Dienerinn des gemeinen Vorwitzes oder der sich selbst zur Last werdenden geistigen Armseligkeit herab.

Was man oft, mit Wahrheit, gesagt hat, daß die Geschichte jedes einzelnen Menschen, oder jeder einzelnen Nation die Abbildung oder eine

im verjüngten Maaßstabe gegebene Wiederholung der allgemeinen Geschichte des menschlichen Geschlechtes sey, das können wir auch auf das Volk anwenden, dem wir zugehören. Wie in der Universalhistorie der Mensch überhaupt, so treten unsre Väter aus der Dunkelheit des rohen Naturstandes hervor, lernen den Gebrauch der Waffen, bauen mit selbst erfundenen Werkzeugen ihren Boden, bilden sich in Gesellschaften, geben sich Gesetze, leisten den Göttern ihren Dienst, und steigen allmählich von den tiefsten Stufen der Barbarey auf den Sonnenhügel hoher Kultur hervor; und dadurch gewähren sie uns das anziehendste Schauspiel, das dem vernünftigen Beobachter werden kann, weil er gerade in diesem Emporsteigen den Versuch sieht, die Aufgabe der Menschheit zu lösen. Und bietet je die Länge des Wegs, der auf solche Weise zurück gelegt worden, ein besonderes Interesse dar; so vermissen wir auch dieses nicht, wenn wir unsern Stamm von seinem Ursprunge an verfolgen.. Es ist eine Periode von zweytausend Jahren, in welcher die Geschichte der Teutschen spielt; und wie gewaltig ändert sich die Scene durch den Geist und Charakter der Personen, auf den verschiedenen Stufen ihrer Bildung? Die Zimbrer, welche unter Bojorich Rom mit Schrecken erfüllten, —

die Sachsen, welche unter Wittekind im schönen Kampfe für die Freyheit fielen, — die Franken, welche zur Eroberung des heiligen Grabes auszogen, — die Schwaben, welche an den Höfen ihrer Könige sanfte Minnelieder sangen, — die Helden des sechszehnten Jahrhunderts, die im hohem Muthe Gut und Leben für die Rechte des Gewissens wagten, — die Preussen, bewundert von Europa über den unter ihrem Friedrich erfochtenen Siegesruhm, — die Oesterreicher zu einem neuen Tage hervorbrechend unter ihrem Joseph — — sie sind alle Zweige desselben Stammes und Genossen desselben Namens; aber wie scharf hat die im Stillen arbeitende Zeit sie von einander unterschieden, und wie hoch die Enkel über die Ahnen erhoben? Der Germane des Tacitus und der Teutsche des neunzehnten Jahrhunderts — welche Kontraste bieten sie dar, und welche interessante Operationen der bildenden Natur müssen den Zeitraum erfüllen, der zwischen beyden mitten inne liegt? Jenen sehen wir noch gehüllt in Thierfelle, in dürftigen Erdhütten wohnen, von den Produkten des rauhen, ungebauten Bodens leben, und so arm an Geiste, daß er nicht einmal den Begriff mit den Buchstaben zu bezeichnen vermochte. Dieser dagegen schmückt seinen Leib mit Seide

und Edelsteinen, haus't in goldnen Pallästen, reizt seinen Gaumen mit den Gewürzen und Süssigkeiten beyder Indien, und übertrifft an wissenschaftlicher Thätigkeit, so wie an Fülle und Tiefe des Wissens alle Nationen der Welt. *)

Solche schnelle und weite Fortschritte auf der Bahn der Kultur gelingen einem Volke nicht, in dem kein reges Leben ist, und dessen innerer Kraft es, entweder durch Kargheit der ausstattenden Natur, oder durch äußeren Druck, an Regsamkeit und Elasticität gebricht. Ein solches Volk ist auch kein hervorstehender Gegenstand für die Geschichte, indem es, immer in einem gleichförmigen Zustande beharrend, kein Interesse darbietet, das nur in der Bewegung und Umwandlung der Formen liegt, und blos durch äußere Anstösse erregt, die Bedingung alles Edeln und Großen,

*) Und doch entfällt dem edeln Villers, in seiner Schrift „Ueber die Universitäten und öffentlichen Unterrichtsanstalten des protestantischen Teutschlands, a. d. Franz von Hagena," S. 18. die sonderbare Bemerkung: „die teusche Nation hänge noch heut zu Tage an denselben Gewohnheiten, Sitten und Grundsätzen die Cäsar und Tacitus schon an den alten Teutschen bemerkt haben." — Ungerne vernimmt der patriotische Teutsche diesen Gallicismus aus dem Munde eines Mannes, dem er so viele Verdienste um seine Nation verdankt.

die Selbstständigkeit abgelegt hat. Dieser Vorwurf trifft aber keine Nation weniger, als die teutsche. Zwar ist Ernst, Besonnenheit und Scheu vor plötzlichen und gewaltsamen Revolutionen tief in ihrem nie verläugneten Charakter gegründet; aber nie hat sie sich auch träger Ruhe überlassen, nie eine Stufe der Existenz erreicht, ohne von ihr auf eine höhere anzustreben, nie unthätig sich dem Einflusse fremder Berührungen überlassen, und immer unternehmend und ausharrend, ein so glänzend über andere Völker erhebendes Maaß von selbstständiger Kraft und unbeugsamer Festigkeit bewiesen. Es war in dem Leben unsrer Väter ein unaufhörliches Mühen und Ringen um die Realisirung ihres beharrlichen Willens, in ihren Thaten immer Muth und Energie, und in den Erzeugnissen ihrer Wirksamkeie immer Kühnheit und Größe. Wenn wir in den Annalen ihrer Zeit uns erkundend, die gewaltig dem Lichte und neuer Ordnung der Dinge entgegenstrebende Periode Karls des Großen, die muthigen und siegreichen Kriege, welche die Könige aus sächsischen Stamme gegen die aus dem Osten hereinbrechenden Barbaren geführt, die Kämpfe der Fürsten aus dem Hause Staufen gegen die Weltherrschaft des neuen Roms, das unruhige Zeitalter der Fehden und des wieder hergestellten

Rechtsstandes vor und nach Rudolph von Habsburg, die großen Thaten des fünfzehnten Jahrhunderts, die Wunder und die Gräuel des dreyßigjährigen Kriegs, — — betrachten, dann werden wir dieses Volk gewiß nicht mehr des Mangels an Lebendigkeit und Kraft anklagen; wir werden im Gegentheile die Stärke des innern Antriebs bewundern, der es in dieser ewigen Unruhe umher warf, und mit Staunen werden wir vor manchem Charakter, der in seiner Mitte zum Vorschein kam, und vor manchem Resultate stille stehen, das durch die Macht seines Geistes und seines Gemüthes bewirkt worden.

Diese Kraft entwickelte sich besonders in dem bügerlichen Leben der Teutschen, hier indem sie fremde Angriffe auf ihre Selbstständigkeit und Nationalehre männlich zurück schlugen, und dort indem sie unbeugsam jedes Joch abwarfen, welches innere Gewalt ihnen aufzulegen versuchte. Sklaverey, sie sey nun das Werk eines Eroberers oder eines seine Macht mißbrauchenden rechtmäßigen Regenten, vernichtet die Nationen, wie der Tod die organischen Körper, und entzieht ihnen den Charakter, der ihr Leben historischer Darstellung fähig macht, weil diese keine Anwendung auf blose von fremden Willen gelenkte, und ohne diese Lenkung in dumpfer Unthätigkeit schlum-

mernde Avtomate erträgt. Nie geriethen die Teutschen in einen solchen Verfall; vielmehr bietet ihre Geschichte, seit den Tagen, in welchen Cäsar die erste Brücke über den Rhein schlug, eine nie rastende Anstrengung dar, denselben, sammt seiner Schmach zu vermeiden. Zwar unterlagen auch sie, wie denn der höchste Muth keine Bürgschaft giebt, gegen die Wechsel des Glücks, oft mehr und weniger fremden Waffen: aber nie mit Ergebung, sondern immer mit dem glücklich ausgeführten Vorsatze, die Ungust des Verhängnisses wieder abzuwenden; es gab Zeiten, wo Frankreich, Spanien, England und alles Land jenseits der Alpen sich unter sie beugte, wo zahlreiche auswärtige Völker ihnen zinsbar waren, und Italien und die Länder zwischen dem baltischen Meere und der Nordsee Gesetze von ihnen empfiengen; und lange bezeichnete die römische Kaiserkrone, die unsre Könige trugen, das allgemeine Huldigung genießende weltliche Haupt der gesammten Christenheit. Aber auch diesem Haupte gestatteten die Teutschen kein willkührliches Regiment. Es ist das Charateristische ihrer Geschichte von den Zeiten der Karolinger, bis auf den Tag, an welchem das alte Germanische Reich untergieng, um einem neuen Föderativsysteme Platz zu machen, daß der Regent, immer

mißtrauisch beachtet von den Regierten, nichts konnte, was nicht den Gesetzen und den guten alten Gebräuchen gemäß war, und daß die Stände unaufhörlich, bald durch das ungestüme Wort, bald durch das Schwert, die Versuche niederschlugen, welche die Könige zur Begründung schrankenloser Gewalt, hier im Stillen und dort öffentlich, gemacht hatten. Dieser lange Kampf zwischen den Kaisern und den Ständen, die Erscheinungen, die derselbe herbey führte, und die Wirkungen, die aus ihm hervorgiengen, gewähren dem Staatskundigen ein unaussprechlich interessantes Schauspiel, in dem jede Leidenschaft, jede Gabe des Verstandes, und jede Regung des Gemüths zum Vorschein kommt, die je in den Zwisten der Menschen um Recht und Freyheit, Gewalt und Unterdrückung ersichtlich geworden sind. Am Ende ist, was aber lange voraus gesehen werden konnte, der Sieg den Ständen geworden; und auch dieses Resultat bietet eine sehr anziehende Eigenthümlichkeit dar. Die meisten Völker des Occidents sind durch dieselbe Reibung des Haupts und der Glieder hindurch gegangen; aber bey allen war der Erfolg gerade umgekehrt.

Eine Nation, in welcher das politische Leben in solchen Formen, und mit solcher Kraft sich bewegt, kann nicht auf den tiefen Stufen der in-

tellektuellen Kultur stehen bleiben. Denn wenn große bürgerliche Interessen das Gemüth erregen; so sucht der Verstand, sie zu begreifen, und dadurch wird seine Entwicklung überhaupt angefacht und gefördert. Zwar war der Gang der Teutschen auf dem Wege zu wissenschaftlicher Aufklärung mehrere Jahre hindurch langsam nud gehemmt. Das war eine Wirkung unglücklicher Zeiten, in welchen dem Menschen kein Verdienst mehr übrig blieb, als das, welches in der Kraft seines Arms liegt: und in diesen Zeiten gab es blos Ritter und Knechte, von welchen jene des Lichtes unempfänglich waren durch den vorherrschenden Sinn für das Spiel mit den Waffen, und diese durch geisttödtende Sklaverey; die Geistlichkeit dagegen betrachtete ihr dürftiges Wissen als ausschließendes Eigenthum ihrer Klasse, und als ein Geheimniß, das man den Ungeweihten nicht mittheilen wollte, weil der Gelehrte Ansehen und Nutzen verliert, so bald seine esoterische Lehre exoterisch wird. In dem Zeitalter, welches die Könige aus dem Schwäbischen Hause mit ihren Thaten und ihrem Ruhme erfüllten, brach, durch die Ermunterungen und das Beyspiel der Regenten selbst angefacht, ein helleres Licht für Teutschland an. Die Volksklasse erhob sich zu größerer Freyheit, und das Gefühl ihrer Kraft trieb auch den Geist

über das Gemeine empor zu streben. Die Ritter lernten die Künste des Friedens, und übten sich in der Dichtkunst und im Gesange. Die Mönche dehnten den Kreis ihrer Studien über die Gränzen ihres nächsten Berufes aus, trieben Philosophie und Dialektik, forschten in den Werken der Alten und in der Natur, und lernten und schrieben die Geschichte ihres Vaterlandes. Der wissenschaftliche Geist schien unwiderstehlich ein weites und herrliches Gebiet sich anzubauen; aber der Untergang der gedachten Dynastie, deren der Teutsche sich eben so wenig ohne Stolz, als ohne Dank erinnert, stieß, mit so vielem andern, was das Zeitalter und die Nachwelt geehrt und beglückt hätte, den Leuchter von seiner Stätte, und es kam wieder ein Jahrhundert trauriger Geistesarmuth und Erstarrung. Aber die Empfänglichkeit für die Erkenntniß des Wahren und Schönen gieng nicht verloren. Es brach in Italien das neue Licht aus dem Orient an, und bald verbreiteten sich seine Strahlen auch diesseits der Alpen. Die Muster und die Formen aller ächten Kultur, welche das griechische und römische Alterthum der Nachwelt hinterlassen hat, weckten mit den neuen Idealen, die sie darstellten, einen neuen Geist in unsern Vätern; der Eifer für die tiefere Erkenntniß des Wahren und Schönen drang in die Klö-

ster ein, und erwachte an den Höfen der Fürsten und auf den Rathhäusern; es ward die Buchdruckerkunst erfunden, welche nicht nur das trefflichste Verbreitungsmittel des Lichtes, sondern auch die sicherste Gewährschaft für die ewige Erhaltung aller Dokumente des litterarischen Fleißes ist; durch sie wirkten Konrad Celtis, Gabriel Biel, Rudolf Agrikola, Heinrich Bebel, Johann Reuchlin, Ulrich v. Hutten, Philipp Melanchthon — mächtig auf ihr Zeitalter; und so begann teutsche Wissenschaft und Kunst ihren Riesengang der stolzen Höhe entgegen, auf der wir sie in unseren Tagen sehen. Nirgends finden wir diesen Reichthum, diese Tiefe, diese Allseitigkeit und diese Verbreitung des Wissens als auf dem heimatlichen Boden, und nirgends dieselben wohl organisirten und treu verwalteten Anstalten, um dieß Wissen in dem besagten Charakter zu erhalten und zu fördern. Kein Volk ist gelehrter, als das teutsche, keines so aufgelegt zum tiefen und beharrlichen Forschen, und bey keinem wird über wissenschaftliche Gegenstände so viel geschrieben. Ihm verdankt es Europa, daß der oberflächliche, spielende Geist, der im Zeitalter Ludwigs XIV. die Kultur des Occidents zu bedrohen begann, die Strenge des Begriffs, und die Gründlichkeit der Untersuchung

nicht besiegte; in allen Regionen der Wissenschaft haben sich die Teutschen als Erfinder und Reformatoren der Behandlung verewigt; und sie beneiden keine der fremden Nationen um ihre großen Männer, da sie diesen triumphirend die Namen ihres Albrecht Dürer, Johann Kepler, Leibnitz, Klopstock, Haller, Mengs, Lessing, Herder, Schiller, Kant und Johann Müller triumphirend entgegensetzten.

Auch in Hinsicht auf das kirchliche Verhältniß, vermöge dessen, der Mensch einer, den von seiner geistigen Natur ihm unwiderstehlich aufgedrungenen religiösen Zweck bezielenden Gesellschaft angehört, bietet das Leben der teutschen Nation dem Beobachter sehr viel Kraft, Fülle, Regsamkeit und Mannigfaltigkeit dar. Weder die Religion, die während des allmählichen Untergangs des Heidenthums, ihr gepredigt, noch die kirchliche Verfassung, welche in Gemäßheit der erstern gegründet wurde, kam, so oft auch der Aberglauben und Despotismus es versuchten, je in den festen, unbeweglichen Zustand scheinbarer Vollendung und Geschlossenheit; vielmehr bewährte sich auch hier das Gesetz der Natur, vermöge dessen alle Dinge zu steter Wandelbarkeit bestimmt sind, und nur durch die Reibung widerstrebender

Kräfte zu ihrer Vollkommenheit und Wirksamkeit gelangen. Zwar war, wie dieß von allen occidentalischen Völkern im Laufe des mittlern Zeitalters gilt, die Masse der teutschen Nation, in Hinsicht auf das Dogma, Jahrhunderte hindurch dem geistlichen Haupte der Christenheit in gewissenhafter Treue zugethan, und glaubig folgte die Heerde der auf dem Weg zum ewigen Leben sie rufenden Stimme des Hirten; aber nicht so hingebend ertrug sie, was dieses Haupt im Leiblichen sich anmaßte, und was es bald durch welsche Arglist der teutschen Treuherzigkeit abzuschwatzen, und bald durch offene Gewalt ihr abzutrotzen suchte. Es bildete sich zwischen beyden Parthieen ein mißtönendes Verhältniß, aus dem oft schwere und heftige Kämpfe erwachsen, in denen bald die geistliche, bald die weltliche Macht den Sieg davon trägt; aber in beyden Fällen handelt immer ein achtungswürdiges Volk vor unsern Augen, das sich gegen jedes Unrecht und gegen jede Knechtschaft sträubt, selbst wenn sie seinem Aberglauben im Namen Gottes angemuthet werden. Endlich erfolgte in Teutschlands Mitte die offene Empörung gegen das Papstthum; ihr Anstoß erschütterte, ins Unendliche fortwirkend, alle christlichen Länder der Erde, und seit der Pflanzung des Christianismus war

in seiner Geschichte keine entscheidendere und folgenreichere Epoche eingetreten, als diese. Von nun an spalteten sich die Teutschen in zwo scharf unterschiedene, mißtrauisch gegen einander entgegen stehende Partheyen; oft entbrannte ihr Zwiespalt in heftigen Kämpfen; alle folgenden Ereignisse in ihrem bürgerlichen Leben erhielten durch die sich widerstrebenden religiösen Interessen mehr oder weniger ihren Charakter; aber es war auch eine Folge dieser Spaltung, daß unter beyden Theilen eine wohlthätige Eifersucht entstand, sich nicht nur an Macht und Politik, sondern auch an innerm Werthe der Lehre und der Gesinnung zu übertreffen, und daß die Vernunft in Ansehung des religiösen Denkens immer mehr zu den Rechten gelangte, welche hier der Aberglauben und dort bald frommer, bald arger Betrug ihr entzogen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß ein Volk, das in den höhern Beziehungen seines Daseyns so viel Bildsamkeit, Thätigkeit und Energie bewährt, dieselben Eigenschaften auch in denjenigen Kraftäußerungen nicht verläugnen werde, welche auf die Interessen des gemeinen Lebens, und auf dessen Veredlung und Verschönerung gerichtet sind. In der fernen Zeit, in welcher das weite Germanien dem Forscher zuerst in die Augen fällt,

ist es nicht viel mehr als eine waldigte Wüste, in der einige Horden nomadische Jäger genießen, was die Natur, ohne menschliches Zuthun, auf dem ungebauten Boden darbiethet. Aber wie heiter und schnell geht seit den Tagen Karls des Großen die Sonne der Kultur über diesen schauerlichen Wäldern und Sümpfen auf. Die Haine werden gelichtet und die Moräste getrocknet. Es erheben sich in den Thälern fleissig betriebene Meyereyen, an dem Abhange der Berge wurzelt die Rebe, aus ihrem Innern wird Gold und Eisen zu Tage gefördert, und auf ihren Spitzen prangen stattliche Burgen. Die Dörfer wandeln sich in Städte, ihre Bewohner üben sich in jeder Art von Kunstfleiß, und rüstige Kaufleute durchziehen mit ihren Waaren das Land. Der reichliche Gewinn erregt allenthalben Thätigkeit und Eifer, die handelnden Städte schließen furchtbare Bündnisse, ihre Schiffe befahren alle Meere von Europa, und die Produkte des fernsten Auslands erfüllen die Wünsche der Schwelgerey und der Uippigkeit. Auf solche Weise kommen die Teutschen in Berührung mit fremden Völkern, sie theilen diesen ihre Produkte, ihre Begriffe und ihre Sitten mit, und sie erhalten, oft zu ihrem großen Schaden, dasselbe Geschenk von ihnen; aller Segen, aber auch aller Fluch der

Kultur und der Industrie kommt über sie, und nichts Menschliches, sey es erwachsen, wo es wolle, bleibt ihnen fremd. Der Erwerbsgeist, die äußere Sitte, der Luxus, das gesellschaftliche Leben und der Geschmack erhalten ihre Perioden, und werden hervorragende Objekte der Geschichte. Nur bleibt auch auf diesem Felde, bey aller Tyranney, die das Ausland über ihn ausübt, und bey allem Wechsel des Lebens, der Teutsche seinem Urcharakter getreu, und seine Eigenthümlichkeit ist immer sichtbar, sollte es auch in dem Mißlingen des Bemühens seyn, womit er fremden Tand zu seinem Bedürfnisse macht, und fremde Eitelkeit nachahmet.

Bey dieser Kraft und Vielseitigkeit des Lebens und bey dieser anerkannten Fülle und Tiefe des Gemüths, kann es in der teutschen Geschichte an großen Charaktern nicht fehlen, die über die Menge hervorragend, die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters in Anspruch nehmen, ihn ergreifen, und mit Bewunderung erfüllen, und von der gewaltigen Erscheinung den Blick zu ihrem Schöpfer erheben, der solche Macht den Menschen gegeben. Wir wissen, daß das Daseyn solcher Charaktere auf dieser Scene oft bezweifelt, oder gar bestritten worden ist, wobey man besonders die Geschichte von Griechenland und Rom herbey

zog, um den Beweis zu führen, daß Heroen an Wort und That, wie sie uns hier begegnen, auf Germaniens Gefilden umsonst gesucht werden. Wir geben zu, daß republikanische Verfassungen besser dazu taugen, um das Gute, so wie das Böse, was in dem Menschen ist, auf den höchsten Grad zu steigern, als die monarchische, und daß in der alten griechischen und römischen Welt viele Erregungs- und Förderungsmittel des Großen und Kühnen vorhanden waren, die mit ihrem Untergange zugleich untergegangen sind. Aber daß der Glanz des Fremden uns nicht blind gegen das Herrliche, das die Zeit in unsrer Nähe gebohren hat, und daß die Huldigung, die wir dem Entfernten bringen, uns nicht unbillig mache, gegen das Heimische! Wenn auch Ancillon *) „Stärke des Willens und Macht der Ideen über die Bedürfnisse und Interessen" die Bestandtheile des großen Charakters sind; so hat auch unsre Geschichte ihre Helden, und sie hat sie nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf den Thronen, in den Kabineten, in den Museen und in dem stillen Leben der Häuslichkeit; und sie erscheinen uns auf gleiche Weise im

*) Ossais sur les grands caractéres par Fr. Ancillon, gr. 8. Berl. 806.

Handeln und im Dulden, in ihrem Gedanken und in ihrer That. Freylich trat in unsrer Geschichte manche Periode ein, und es befestigte sich manche Verfassung, die recht dazu gemacht waren, den Geist der Menschen zu verdüstern, und die Schnellkraft des Gemüths zu lähmen. Aber solche Erscheinungen zeigen sich in der Geschichte aller Völker, ohne daß sie jedoch das Herkommen ausgezeichneter Menschen gänzlich hemmen. Mitten aus der Finsterniß bricht oft der Strahl hervor, mit dem der neue Tag beginnt, und selten versinkt eine Generation so tief, daß sich nicht Einzelne mit Geist und Muth aus dem Abgrunde erheben, und der Welt das Zeugniß ablegen sollten, es sey in der Gemeinheit nicht aller Adel erloschen. Auch die Annalen des Vaterlandes zeigen uns davon die schönsten Beyspiele.

Oft nimmt man für menschliche Größe, was nur Produkt einer ausgezeichneten physischen Anlage ist. Um einen solchen Ruhm dürfen wir niemand beneiden. Die Stärke manches Charakters ist in ihrem Grunde und in ihrer Entwicklung nicht mehr als die Stärke des Löwen; also eine bloße Naturkraft, in der wir nicht sowohl das damit begabte Wesen, als den Schöpfer desselben bewundern, der es also ausgestattet hatte. Wahre menschliche Größe liegt nothwendig in der

Festigkeit des Willens, und in seiner Bestimmung durch übersinnliche Antriebe und Zwecke; und ihr höchster erreichbarer Grad ist nur dem religiösen Gemüthe möglich, das sich aller Abhängigkeit von dem Irdischen und Sichtbaren entschlagen hat, und seines Lebens Sinn und Werth ausschließend im Unsichtbaren und Ewigen findet. Wir räumen ein, daß der Mensch auch ohne diesen Aufschwung bis zu einer unsre Bewunderung erregende Stufe, selbstständig, fest, beharrlich, muthig und konsequent seyn könne; aber das Ideal dieser Vorzüge erreicht er nur durch die religiöse Ansicht der Welt, weil nur sie ihn in den Stand setzt, in dem er sich die Dinge unterwirft, ihre Einflüsse auf seine Empfindung beherrscht, und von allem Aeussern, es wirke nun angenehm oder schmerzhaft auf ihn, gänzlich unabhängig ist. Solche Charaktere sind vielleicht weniger selten, als es scheint, weil sie, ihr Daseyn im Innern des Menschen beurkundend, und auf allen Ruhm vor der Welt verzichtend, nicht überall sichtbar werden, wo sie vorhanden sind. Aber desto herrlicher erscheinen sie dann, wenn sie mit der ihnen widerstrebenden zeitlichen Umgebung in Entzweyung gerathen; und sie verdunkeln hier gewöhnlich alles, was sonst in irdischen Geschäften Muth, Kraft und Standhaftig-

keit bewiesen hat. Die Teutschen waren von jeher ein religiöses Volk, und wenn in neueren Zeiten ihr Sinn für das höhere Leben erkaltete; so war das Verderben nicht aus ihrem Innern gequollen. Wenige Nationen haben für ihren Glauben so viel gethan und geduldet, so viel gewagt und so viel aufgeopfert. Man sage nicht, daß dieser Glauben, oft nur armseliger Aberglauben war. Denn die Religiosität ist nicht gegründet in dem Resultate, zu dem die Vernunft durch das Nachdenken über die ideale Welt gelangt, sondern in der Richtung des Geistes auf diese Welt und in der Liebe zu ihr; und dem muthigen Zeugen des Göttlichen; so wie dem Märtyrer, der sich freudig für sein Bewußtseyn aufopfert, benimmt es nichts von der Achtung, die das reine Herz ihm weihet, er mag für den Glauben oder für die Werke sein Glück und sein Leben wagen. Und Menschen von dieser hohen Gesinnung begegnen uns viele in der Geschichte des Vaterlands. Sie sind die eigentlichen Heroen der Nation.

Aber viel Großes und Edles ist erwachsen und geschehen, und durch das Unrecht der Zeiten in Vergessenheit gekommen. Gewiß unterlagen diesem Schicksale nicht wenige der herrlichsten Charaktere aus der Mitte unsers Volks; nicht nur

weil es den Teutschen von jeher weniger um den Ruhm zu thun war, als um die Tugenden, durch welche derselbe verdient wird; sondern auch, weil Jahrhunderte hingiengen, in welchen die Namen der Helden gar nicht aufgezeichnet wurden, und dann wieder andere Jahrhunderte, welchen über dem Fleiße, den sie auf das rohe Material und das Fachwerk der Geschichte verwandten, der Geist verflog, der in den Thatsachen und in den Handlungen lebt. Das Große, Schöne und Edle in der menschlichen Thätigkeit wird nur dann ersehen, wenn man die handelnden Subjekte von den durch sie hervorgebrachten Erfolgen, und die Resultate der Freyheit von denen der Nothwendigkeit unterscheidet, und von der Erscheinung zu der Kraft hindurch zu dringen sucht, die sich an derselben bewährt hat. Aber im umgekehrten Falle, wenn nämlich der beschränkte Blick an der Thatsache hängen bleibt, kein höheres Interesse kennt, als das, was die Aussenseite derselben darbietet, und unbekümmert ist, um die Art und Weise, wie die menschliche Natur in ihr, entweder in ihrer Herrlichkeit, oder in ihrer Beschränkung zum Vorschein gekommen, — geht nothwendig das Objekt verloren, das aller historischen Darstellung erst Sinn und Bedeutung giebt, nämlich der Mensch; die erhabensten Züge, die er

entwickelt hat, treten in ein trauriges Dunkel zurück, und durch die Schuld des beschränkten Zuschauers, zieht auch das Drama, das an sich vielleicht sehr anziehend ist, die Gestalt der Dürftigkeit und Gemeinheit an. — In diesem Geiste ist die teutsche Geschichte lange behandelt worden. Unsere großen Männer wurden auf der Bühne unsichtbar, weil sich niemand fand, der sie erkannt oder begriffen hätte. Wir kommen dadurch in den Ruf, unsre nordische Natur sey karger in Hervorbringung ungewöhnlicher Charaktere, als der Süden. Aber man erwies uns dadurch ein großes Unrecht. Wir hatten wohl unsre Achille; aber sie waren nicht so glücklich, einen Homer zu finden.

Unsere Alten haben, mit wenigen Ausnahmen, der Geschichte keinen höhern Sinn abgewinnen können, als den, der in der bloßen Chronik liegt, und sehr selten begegnet uns unter dem Heere von Annalisten einer oder der andere, der dem Höhern entgegen strebt, welches der große Haufe nicht einmal ahnete. Diese Weise ist die Anfangsstufe der historischen Kunst; was sie hervor bringt, verhält sich zu den Produkten des letztern, wie ein mit dem Lineal und dem Cirkel in der Hand gefertigter Prospekt, zu einem mit Geist und Gefühl ausgeführten Landschaftsge-

mälde; und keine Nation liefert historische Kunstwerke, ohne daß sie sich erst in der Chronik versucht hätte. Das Geringere verliert aber dadurch nicht seinen Werth, daß das Vollkommene möglich ist, zumal in einem solchen Falle, wie der vorliegende, wo das Vollkommenere gar nicht entstehen kann, ohne daß es sich aus dem Geringern bilde. So oft blicken wir vornehm oder gar hämisch auf die Mönche herab, welche im mittlern Zeitalter in den Mauern ihrer Klöster Gott auf ihre Weise dienten, und wir erinnern uns nicht, was wir ihnen zu danken haben. Ohne ihren Fleiß wüßten wir beynahe gar nichts von der über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus liegenden Geschichte des Vaterlandes; und da sie nicht vermochten, diese Geschichte im höhern Stile auszuführen; so finden wir in der bescheidenen Anerkenntniß ihrer Untüchtigkeit ein neues Verdienst, weil die kahlste und geistloseste Chronik doch noch unendlich mehr werth ist, wenn sie das erkundete nur treu mittheilt, als der mißlungene Versuch pragmatischer Darstellung. Unterdessen ist die rohe Manier dieser Annalisten nichts weiter, als bloße Materialiensammlung, an der gewöhnlich der Zufall mehr Antheil hat, als der beschränkte und von Vorurtheilen aller Art gefesselte Geist des Sammlers,

und meistens ist das Gute und Brauchbare unter so viel wüstem Schutte begraben, daß es noch eines besondern Fleisses bedarf, um jenes von diesem abzusondern. So lange aber der Beobachter des Lebens, das was geschehen ist, nicht anders als in dieser Mischung sich dargestellet sieht; ist es schwer, daß nur der richtige Begriff der Thatsache in ihm hergestellt werde, noch schwerer aber ist es, daß der Geist und Charakter der Handelnden, in ihrer ganzen Wahrheit und Fülle in seiner Seele sich abbilden. Er mag sich vielleicht eine Menge historischer Notitzen erwerben, wie sie z. B. in chronologischen und geographischen Tabellen und Registern aufgeführt werden: aber das eigentliche Leben in der Geschichte, der Muth und Sinn der in ihr sich bewegenden Figuren, die stoßende und lenkende Kraft, und das Göttliche, was das Menschliche erfüllt, bestimmt und veredelt, bleibt ihm mit sieben Siegeln verschlossen.

Während der besagte Geschmack noch immer der herrschende war, erwachte unter den Teutschen der historische, besonders an einheimischem Stoffe sich übende Forschungsgeist, und man glaubte, indem man seinen Antrieben folgte, die Aufgabe der Geschichte in ihrem ganzen Umfange zu lösen. Dieß war nun freylich bey weitem

nicht der Fall; indessen verdiente auch dieser Fleiß unsern Dank, und wir hatten Ursache, uns zu freuen, daß er bis in unsere Tage herein nicht ermüdete. Er durchsuchte alle Schachten und Winkel des Alterthums; er förderte alles Brauchbare zu Tage, was irgend von ihm entdeckt wurde; er durchwühlte Bibliotheken, Archive, Ruinen und Grüfte; er strebte auch den leisesten Laut, der aus der Vorzeit herüber tönte, sich zu verdentlichen; er hörte die Zeugen der Begebenheiten gegen einander ab; er legte große Sammlungen von Urkunden an; er suchte alle, auch die geringfügigsten Thatsachen, so viel möglich, zu berichtigen. Das war im eigentlichen teutschen Charakter gestrebt und gehandelt, der vor allem auf das Reelle und Gediegene sieht, und nicht ermüdet, wenn es darauf ankommt, sich desselben zu bemächtigen. Das Reelle in der Geschichte und die erste Bedingung ihres ganzen Werths ist aber die Wahrheit; und diese herzustellen und zu befestigen, darauf war aller Fleiß der gedachten Forscher und Sammler gerichtet. Aber durch denselben konnte nicht mehr als ein bloßer Vorrath von Notizen erworben werden, der erst des Geistes erwartete, der sie ordnete und durchdrang. Man konnte auf diesem Wege zu einem sehr großen Reichthum an ächtem ge-

diegenem Golde kommen; aber noch immer fehlte demselben das Gepräge, wodurch es zur Anwendung im Leben tauglich ward. Wir hatten also viele sehr gelehrte historische und kritische Forscher; aber noch lange vermißten wir den Geschichtschreiber, der in jede todte Masse das Leben hauchte; und so lange dieser nicht erschienen war, konnte man wohl wissen, was sich auf dem vaterländischen Boden iu alten Zeiten Denkwürdiges ereignet hatte: aber die Begebenheiten reihten sich nicht in den Zusammenhang, in welchem sie erscheinen müssen, um der Vernunft ein Interesse zu gewähren, und die geheime Kraft, deren Resultate sie sind, kam nicht zu unsrer Anschauung. Es mochte auch die Geschichte unsres Volks ein „Epos seyn, im Geiste Gottes gedichtet;“ aber Kritiker und Diplomatiker konnten uns von diesem Epos nur einzelne Töne, oder höchstens zerrissene Rhapsodieen geben.

Es konnte nicht fehlen, daß man nicht endlich auf den Gedanken kam, den großen Reichthum, den die teutsche Emsigkeit zusammen gehäuft hatte, nach einem bestimmten Plan zu ordnen und zu bilden, zumal da das wieder erwachte Studium der Alten, und ein bey den Teutschen einkehrender freyerer philosophischer Geist, die Köpfe aufzuklären, und die Gemüther zu er-

heben begann, und die wissenschaftlichen Männer zu der Erkenntniß führte, es lasse sich wohl ein noch edlerer Ruhm erwerben, als der, den sie bisher in der bloßen Gelehrsamkeit gesucht haben. So fieng man an, die Geschichte der Teutschen pragmatisch zu bearbeiten. Man bewies damit, daß es gelungen war, sich der richtigern Idee zu bemächtigen: aber die, in derselben gemachten Versuche zeigten, daß es an Kraft gebrach, diese Idee allseitig auszuführen. Man konnte der teutschen Geschichte keinen höhern Gesichtspunkt abgewinnen, als den politischen, und man bezog alles so genau und ausschließend auf denselben, daß eines jeden andern entweder gar nicht, oder nur beyläufig gedacht wurde. Sie erschien, wie es denn auch der ihr beygelegte Name aussprach, als Reichsgeschichte, folglich war ihre Aufgabe lediglich die Entwicklung der Verfassung; der Mensch versteckte sich unsichtbar hinter den Bürger, alles fand sein Ziel und seinen Sinn in den Bestimmungen unsres Staatsrechts, und es gewährte eine solche Geschichte ihren höchsten Dienst dadurch, daß sie nachwies und erörterte, was in Ansehung der innern und äußern Verhältnisse des heiligen römischen Reichs teutscher Nation Rechtens sey. — Zwar ist die Entwicklung der Verfassungen eine der interessantesten Seiten der Hi-

storie, selbst für den der auf dem reinmenschlichen Standpunkte sie betrachtet, weil die Bildung der Nationen am meisten durch ihre bürgerlichen Verhältnisse bedingt ist: und in so ferne verdienen die Bemühungen, die auf ihre Darstellung verwendet werden, besonders wo man sie im Geiste Montesquieu's oder Gibbons betrieben sieht, die höchste Achtung. Aber wenn sie, wie es bey den Bearbeitern der teutschen Geschichte so lange der Fall war, jede andre Ansicht entweder gänzlich verdrängt, oder auch nur in den Schatten stellt; dann erscheint die Historie eines Volks nur einseitig, und es erlischt in ihr gerade das, was ihr ihr höchstes Interesse giebt, nämlich das Streben des Menschen auf das Ziel der Humanität, und das Steigen und Fallen seines innern Charakters, das in diesem Streben offenbar geworden ist. In den gewöhnlichen Kompendien und Handbüchern unsrer Reichsgeschichte finden wir gewöhnlich nichts, als die Historie der Päpste und der Kaiser und ihrer gegenseitigen Kämpfe, das Aufkommen der bestehenden und wieder vergehenden öffentlichen Rechte und Einrichtungen, den Innhalt der Wahlkapitulationen und Reichsverhandlungen, die Bemühungen der Kaiser und der Stände einander das Heft aus der Hand zu wenden, und die Kriege, die bald

gegen äußere, bald gegen innere Feinde geführt worden. Und wenn man auch da und dort in einem dieser Schriftsteller ein Bestreben bemerkt, seine Blicke höher zu richten; so sehen wir doch immer, daß das, was außer dem gewöhnlichen Kreise liegt, ihm in dürftiger Gestalt erscheine, und es bleibt uns bey ihrer Lektüre das Gefühl, eines zwar erregten aber bey weitem nicht befriedigten geistigen Bedürfnisses. Wir wollen den Weg kennen lernen, auf welchem unser Volk, in allen Hinsichten, geworden, was es in diesem Augenblicke ist; und durch welche Hindernisse, und durch welche Mittel es auf den Punkt intellektueller, ästhetischer und moralischer Kultur gelangte, auf dem es jetzt steht: aber wir müssen auf diesen vernünftigen und gerechten Wunsch verzichten, und statt seiner Erfüllung wird uns nichts weiter, als eine dürftige Kunde von der Entstehung und allmählichen Ausbildung eines Staats- und Kirchenrechts, das noch überdieß, von dem Zeitgeiste überwältigt, außer den Kreisen des Geschäftsmanns, längst beinahe alles Interesse verloren hatte.

Diese Behandlung der vaterländischen Geschichte hatte, indem sie blos die Gesammtheit des teutschen Reichskörpers im Auge behielt, ohne in das Schicksal seiner eine Art von Selbststän-

digkeit behaupteten, und sich immer mehr von ihm lostrennenden Bestandtheile einzugehen, noch die weitere üble Folge, daß in ihr immer nur das Außenwerk oder die Umgebung der Nation, nicht aber ihr wahres inneres Leben zur Anschauung kam. Dieses fand sich, seit der Regierung des Rudolph von Habsburg immer mehr in dem Partikularstaate, dem der Teutsche angehörte. Von diesem erhielt er seine Gesetze; in ihm stand das Ziel seines Ehrgeitzes, durch seine Einrichtungen und Schicksale entwickelte sich sein Charakter; nicht sein Kaiser, sondern sein Fürst war es, der seine Leidenschaften erregte und spannte; über seinem besondern Vaterlande ward wohl seine ursprüngliche Abstammung, und das schlaffe Band, das ihn an seine Sprachgenossen knüpfte, gänzlich vergessen; das Allgemeine erschien endlich als eine Form ohne Bedeutung, die man blos noch duldete, weil man ihrer seit Jahrhunderten gewohnt war. Deßhalb, wenn der Geschichtschreiber nicht das besondere in seinen Plan aufnahm, und es sich bestimmt zum Zweck setzte, aus ihm, nicht aber aus dem todten Buchstaben erlahmter Verfassungen und vergessener Gesetze, das Bild des Allgemeinen darzustellen; so konnte ihm unmöglich eine Geschichte der teutschen Nation gelingen. Erzählte er uns auch wie der Mittel-

punkt auf die ihn umgebenden Körper wirkte, und wie diese wieder auf ihn reagirten; so gab er uns doch nichts weiter, als eine Darstellung ihrer Wechselwirkung, oder auch ihres Zusammenfliessens zum Zwecke eines nach außen gerichteten Stoffes; und wir wissen, daß seit Jahrhunderten auf dem einem und dem andern Wege nicht viel Großes zu Stande kam. Er mußte uns in das Innere der teutschen Staaten einführen, und uns zeigen, wie hier der Mensch, in allen Formen seiner Existenz sich entwickelte, und wie dann die im einzelnen bewirkten Resultate in ein Ganzes zusammenflossen, und aus ihnen der Geist und Charakter der Gesammtheit sich bildete, — und nur auf diesem Wege konnte er uns geben, was wir von ihm erwarteten, eine Geschichte der teutschen Nation.

Nach dem bisher gesagten sind uns die Standpunkte, auf welchen die letztere aufzufassen, und der Geist, in dem sie zu behandeln seyn müßte, nicht mehr fremd. Der Fleiß des Forschers und die Notitzen ordnende, unterscheidende und bestimmende Emsigkeit des Annalisten werden bey jedem Versuche dieser Art vorausgesetzt, als unvermeidliche Vorbereitung des Stoffes für seine höhere Bestimmung. Aber durch diese Bemühungen wird erst die Bahn zu dem Ziele gebrochen,

das noch aus weiter Ferne uns entgegen glänzt, und es giebt ein viel höheres Verdienst, als das, welches durch sie erworben wird. Die Krone des Verdienstes gebührt dem Geschichtschreiber, der auf dem erhabenen Standpunkte, auf dem sich die Erscheinungen nicht in ihrer Einzelheit und Zerrissenheit, sondern als Bestandtheile eines großen Organismus darstellen, das Ganze überschaut, den Geist erhascht und in seinen Wirkungen begreift, der über diesem Ganzen waltet, mit scharfem Blicke beobachtet, wie in den menschlichen Dingen Freyheit und Nothwendigkeit sich durchdringen, ein wahres und lebendiges Bild der außer ihr sich bewegenden Gestalten, ihrer Kräfte und des Plans ihrer Bewegung in sich herstellt, und dieses Bild in seiner Wahrheit und Lebendigkeit wieder giebt, — in dem „der dreyfache Genius der Menschheit, der philosophische, poetische und historische sich durchdringt," *) und durch seine Vereinigung in dem Begriff dasjenige nach seinem innern Charakter und nach seiner Gestalt rein und treu abbildet, was die in der Zeit unaufhörlich fortwirkende Natur geschaffen hat. In diesem Geiste wird die Geschichte unsres Vater-

*) S. Waltmannn Geschichte und Politik ɪc. 1804. S. 3.

lands behandelt, wenn der Bearbeiter derselben mit Fleiß und kritischem Sinne seine Materialien aus ihren ersten und reinsten Quellen schöpft, unabhängig von dem Geiste seiner Zeit das Alterthum in seiner ursprünglichen und ächten Form auffaßt, die Tiefe und die Eigenthümlichkeit des teutschen Charakters, so wie er sich von dem Charakter aller anderen Völker unterscheidet, in seiner Individualität ergreift, das innere, unsichtbare Leben der Nation in dem äußern erkundet und offenbahrt, aller Einseitigkeit sich entschlagend den Teutschen in den sämmtlichen Regionen seiner Wirksamkeit und in allen Aeusserungen seiner geistigen Kraft verfolgt, und auch in der Bearbeitung der auf solche Art gefaßten historischen Ansicht die Kultur und das Gemüth des Volks ausspricht, dessen Schicksale er seinen Fleiß und sein Nachdenken gewidmet hat. Diese Bedingungen geben uns aber zu erkennen, welch' eine Fülle von Geist und Muth in dem Manne seyn müsse, der sich berufen fühlt, die Thaten und Leiden unserer Väter zu beschreiben, und daß nur die reine Hand würdig sey, dieses Heiligthum zu berühren. Die Fülle des Wissens und der weite und tiefe Blick machen den Geschichtskenner, der philosophische Geist den treffenden Raisonneur, das feine Gefühl des Schönen und die Kunst der Dar-

stellung den anmuthigen Erzähler; aber der teutsche Geschichtschreiber wird nur durch das teutsche Gemüth.

Es hat seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, dieses alles zu leisten, und es gewährt einen schönen und erfreulichen Anblick, wenn der philosophische Kenner unsrer Litteratur es uns aufweißt, wie diese Versuche immer mehr gelangen, und wie das in diese Periode fallende Wachsthum des über die Nation ergossenen Lichtes, besonders auch in der Behandlung der Vaterlandsgeschichte, zu neuer Klarheit, Kraft, Konsequenz und Schönheit geführt hat. Zwar ist die Historie der teutschen Nation überhaupt noch in keinem Werke, dem wir den Charakter der Klassicität oder der allseitigen Vollendung beylegen könnten, dargestellt. Aber in allem, was in der neuern Zeit für diese Aufgabe unternommen ward, ist uns ersichtlich geworden, daß den Unternehmern ein höheres Ideal vorschwebte, als das, zu dem die Väter anstrebten; immer mehr hat man sich von den Fehlern der frühern Versuche freygemacht, und immer mehr hat man sich der vollkommenern Manier angenähert, in welcher die herrlichen Muster der Griechen und Römer uns vorleuchten.

Endlich gab uns aber auch die Zeit ein solches Muster in unsrer Mitte selbst, in dem unsterblichen Werke, in welchem Johannes Müller die Geschichten seines Volks, eines alten kräftigen Zweigs vom germanischen Stamme, dargestellt hat. Es ward vor und neben ihm viel treffliches geleistet, das jedoch immer entweder unter dem Punkte allseitiger Vollendung blieb; oder nur einen kleinen Kreis umspannend, blos das Verdienst der Monographie errang. Aber der Geschichtschreiber der Eidgenossen hat durch Genie uud Gemüth, durch Fleiß im Forschen und durch Kunst in der Darstellung, das höchste erfüllt; und für immer bleibt sein Werk, belebt von ächt teutschem Sinne und ein treuer Abdruck des Charakters, der in verschiedenen Zeiten unseren Vätern eigenthümlich war, begeisterndes und belehrendes Vorbild für alle die, die sich berufen fühlen, das vaterländische Alterthum und das Große und Gute, was in ihm gediehen, ihrer Zeit aufzuschließen und zu vergegenwärtigen.

Es ist seltsam, daß gerade in der Periode, in welcher dieses herrliche Muster uns dargestellt ward, und so viele andere gelungene Versuche von minderm Umfange uns lehrten, wo uud wie historischer Fleiß seinen Preis erhalte, unter den

Teutschen selbst eine Ansicht der Geschichte aufkam, und sogar praktisch geltend zu machen gesucht wurde, die uns mit dem Verluste alles Gewinns bedrohte, den wir von jeher auf diesem Felde gemacht hatten. War es das Werk verbrannter Köpfe, die auf dem Wege der Spekulation bis zum Wahnsinn verirrten, oder war es Anmaßung des eiteln Sinnes, der alles durch und aus sich selbst haben will, — genug man behauptete dreist und entscheidend, daß das Streben nach Objektivität in der Geschichte umsonst sey, daß nicht die Erscheinung oder das Zeugniß ihres Beobachters, sondern die Subjektivität des Erzählers der Thatsache ihren Sinn gebe, und daß der Geschichtschreiber sein Produkt aus sich selbst schaffe, und nicht aus dürftigem sinnlichen Stoffe, sondern aus Ideen konstruire. Man sieht, daß diese Ansicht, wenn je etwas bestimmtes und verständliches bey ihr gedacht wird, der Geschichte ihr eigentliches und nothwendiges Element, mit dem ihr Wesen und ihr Begriff verschwindet, nämlich die objektive Wahrheit entziehe, und daß sie sich in leere, eitle Dichtung auflöse, mit welcher sie ihrer Natur nach in einem nothwendigen Gegensatze steht. Zum Glücke ist diese Verirrung zu ungeheuer, und zugleich dem teutschen Nationalcharakter zu widerspre-

chend, als daß wir fürchten müßten, daß durch sie eine ausgebreitete Verführung angerichtet würde. Indessen dürfen wir nicht aufhören, uns gegen sie zu erklären, weil sie ein Heiligthum antastet, dessen Entehrung auch dem Unverstande nicht soll verziehen werden.

Die Römer und die Germanen.

Das Land, welches unsere Voreltern zu der Zeit bewohnten, in welcher sie mit den Römern in die ersten Berührungen kamen, hatte keine bestimmte Gränze; wie denn eine Nation, welche an kriegerischem Nomadenleben mehr Geschmack findet, als an der Ruhe und Bequemlichkeit fester Ansiedlung, den Spielraum ihrer wilden Kraft unaufhörlich ändert. Doch umschrieben der Rhein, die Donau und der nördliche Ocean ihre eigentliche Heimath; aber es ist unbestimmbar, wie weit ihre Spitze gegen die Wohnplätze der Dacier und Sarmatier hin sich erstreckt haben mochten. Diese große Fläche gewährte nicht den freundlichen Anblick der durch die kunstreiche Hand des Menschen verschönerten Natur. Sie ward von einem nur durch einzelne

lichte Punkte unterbrochenen ungeheuren Walde bedeckt. Die Ströme hatten keine festen Ufer. Zu ihren Seiten dehnten sich weite Moräste aus. Manches Thal, das nachher dem Anbau gewonnen wurde, bildete einen unzugänglichen See. Keine Straßen erleichterten das Verkehr der Bewohner. Eine rauhe, kalte und feuchte Luft schwebte über dem Lande. Plötzlich verfloß der Sommer in den Winter, ohne daß der Herbst seine Geschenke gebracht hätte. Bären, Auerochsen und Elendthiere hausten in den dichten Waldungen. Die nördlichen Provinzen des russischen Reichs, in welche diese Geschöpfe sich zurückgezogen haben, geben noch jetzt ein Bild von dem Zustande der Erdoberfläche Germaniens, in den Tagen des Cäsar und Tacitus.

Asien, die Wiege der Menschheit, hat ohne Zweifel auch diesem Lande seine ersten Bewohner gegeben, welche, wie es scheint, von der Nordseite des schwarzen Meeres hervor kamen, und sich dann über die Weichsel immer weiter gegen den Süden heraufzogen. Wer weiß, wie viele Jahrhunderte darüber hingiengen, bis diese Ansiedler es unternahmen, ihr Glück jenseits der Alpen in den lachenden Gauen Italiens zu versuchen? Aber auf alle Fälle hatten sie bis dahin

keine großen Fortschritte auf dem Pfade der Kultur gemacht. Diese kolossalen, vierschrötigen Körper, diese wilde Miene, dieser trotzige Blick, und diese äußere Aehnlichkeit aller Individuen kündigten ein Volk an, dessen natürliche Kraft noch unversehrt, aber auch durch die Einflüsse des bildenden Geistes nicht veredelt war. Ein Theil dieses Volks zog unstät von einem Wohnsitze zum andern; ein andrer Theil hatte seine Heimath. Die letztern wohnten in Erdhöhlen, oder in Hütten von Holz und Leim. Thierhäute, Zeuge von Baumrinden und Leinwand waren ihre Kleidung; Haferbrey, wildes Obst, Eicheln, Wildbrett und Fleisch von ihren Hausthieren, besonders auch von Pferden, ihre Speise. Aus Gerste brauten sie sich ihr Getränke. Alle ihre Feste und ihre öffentlichen Verhandlungen wurden beym Becher gefeyert. Mit steter Abwechslung der Ländereyen ließen sie von ihren Leibeignen den Acker bauen. Zahlreiche Heerden von Rindviehe, Pferden, Schweinen und Gänsen weideten auf ihren Triften. Die wilden Thiere in den Wäldern verfolgten und tödteten die rüstigen Hausväter, während die Mutter des Hauses die liegende und fahrende Haabe verwaltete. Man wohnte in Flecken beysammen; mehrere Flecken bildeten einen Gau; mehrere Gauen

ein Volk. Jede Gemeinheit hatte ihr Haupt; das Haupt mehrerer Gemeinheiten war König; aber seine Macht bestand nur in Anführung des bewaffneten Heeres; öffentliche Angelegenheiten wurden bey den Landtagen durch Abstimmung aller Gesellschaftsgenossen entschieden. Verstand und Tapferkeit führten zum höchsten Ansehen; die Geburt erleichterte den Schritt zur öffentlichen Macht; aber es gab keinen gesetzlichen Adel. Mehrere Götter beherrschten unsichtbar die Welt. Das Unsichtbare war nicht in Bildern darzustellen; es wohnte in heiligen Hainen, deren Innerstes zu betreten nur der Priester würdig war. Dieser brachte den Gottheiten ihre Opfer; in bedenklichen Zeiten vergoß er selbst Menschenblut am Altare; auch er, der Begeisterte, war es allein, von dem der freye Teutsche Ketten annahm und Schläge ertrug. Die Barden besangen die Thaten der Heroen, um große Leidenschaften und Entschließungen zu erregen. Keine Tugend ward höher geachtet, als Keuschheit, kein Laster schwerer bestraft, als Ehebruch. Der Ruhm lag in den Waffen. Ihnen war das Leben der Männer gewidmet. Unaufhörlich kämpfte Stamm gegen Stamm: aber kam ein Angriff aus der Fremde; so floßen alle Stämme, ihre innern Zwiste vergessend, in ein Heer zusammen.

die jenseits des Rheins wohnenden Celten im steten Streite mit diesen trotzigen nordischen Männern begriffen, und dadurch ihrer Macht im Gebrauche der Waffen wohl kundig, nannten sie Germanen. Die Benennung gefiel ihnen, und sie behielten sie als Kollektionsname ihrer verschiedenen Stämme bey. Wie hätte man auch die Glieder eines solchen Volkes höher ehren können, als dadurch, daß man sie Kriegsmänner nannte? Es war etwas über hundert Jahre vor Christus Geburt, als zuerst aneinander die Waffen der Römer und der Teutschen erklangen. In ungeheurer Anzahl standen die Teutonen und die Cimbrer an den Küsten des baltischen Meeres auf, wandten sich gegen Mittag, rissen andere teutsche Völkerstämme mit sich auf ihrem Zuge fort, giengen über den Rhein, überschwemmten Gallien, schlugen daselbst die Konsulen Kassius und Mantius, und den Prokonsul Cäpio aufs Haupt, und schickten sich endlich an, über die Rhone in Italien einzudringen. Alle Hoffnungen Roms waren damals auf Marius gestützt, einen Krieger von rauhem Karakter, strenger Sitte und Achtung gebietendem Ernst, der durch seine Siege über Jugurtha erprobt hatte, daß das Vaterland ihm nicht umsonst vertraue. Er eilt nach Gal-

lien, lagerte sich an der Rhone, stellte unter dem Heere Ordnung und Zuversicht wieder her, und hemmte durch seine überlegene strategische Kunst den Lauf des ungestümmen Feindes. Die Häupter des letztern entzweyten sich über die Maaßregeln, die für den gemeinsamen Zweck zu nehmen seyn mochten. Die Cimbrer wandten wieder um, um einen andern Weg in Italiens Fluren einzuschlagen; Teutoboch aber an der Spitze seiner Teutonen, ließ das Lager der Römer auf seiner Seite, und rückte trotzig und sicher seinem Ziele entgegen. Durch die Trennung der feindlichen Macht ward der römische Feldherr des Sieges gewiß. Er erhob sich mit den Seinen, fiel unweit der heutigen Stadt Aix den Teutonen in den Rücken, und das Resultat einer zweytägigen blutigen Schlacht war die gänzliche Auflösung des feindlichen Heeres. 90,000 Teutsche ergaben sich dem Sieger; hundert tausend Getödtete bedeckten den Wahlplatz; das Schlachtfeld ward von dem Blute der Erschlagenen so reichlich gedüngt, daß es das folgende Jahr eine gedoppelte Erndte ertrug. Dem gefangenen Teutoboch wurde die Schmach, den Triumph zu zieren, mit dem die Römer die Niederlage seines Volkes feyerten.

Die Cimbrer waren unterdessen über den

Rhein zurück gegangen; aber das Schicksal ihrer Brüder machte sie nicht muthlos in der Verfolgung ihrer Entwürfe. Ihren König Bojorich an der Spitze, drangen sie, ungehindert durch die Schwierigkeiten des rauhen Winters, durch das Norikum, erstiegen die Gipfel der Alpen, zogen, in unermeßlicher Zahl, die gegen Süden sich senkenden Thäler herab, warfen den Konsul Katulus, der an der Etsch ihnen Widerstand leistete, über den Haufen, und erfüllten das nördliche Italien mit ihren Schreken. Rom fiel in tiefe Bestürzung. Nichts schien den Lauf der fürchterlichen Männer aus Norden hemmen zu können, die durch Zahl, Gestalt und Wildheit alles Schrekliche in sich vereinigten. Man sah dieselbe Gefahr über die Stadt heranziehen, die ungefähr drey hundert Jahre früher über sie ausgebrochen war, als Brennus mit seinen Senonen sie verwüstete. Wo konnte man in dieser Noth Hülfe suchen, als in dem erprobten Verstande und in dem starken Arm des Marius? dieser gieng mit einem Heer über den Po, zog die geschlagenen Legionen des Katulus an sich, und bot dem Feinde, der unterdessen seine Kraft durch den übermäßigen Genuß der Produkte des italienischen Bodens geschwächt hatte, die Spitze. Bojorich entbot dem römischen Feldherrn:

„sein Volk suche für sich und seine Brüder, die Teutonen, Wohnplätze unter diesem freundlichen Himmel, und werden sie ihnen gewährt, so sey ihr Muth und ihre Kraft den Römern zu Dienste.“ Höhnend erwiederte Marius: „den Teutonen sey schon eine Wohnstätte angewiesen, aus der sie nicht mehr zurück kommen würden,“ und zum Beweise seiner Rede, zeigte er den Gesandten die Vornehmsten ihrer gefangenen Landsleute in Ketten. So mögen denn, erklärte großmüthig der König der Barbaren, die Waffen über uns entscheiden, und es bestimme Marius den Tag und den Ort der Schlacht. Auch hier unterlag die Menge und die kräftige Natur dem Geist und der Kunst. In einem ungeheuern Vierecke war die ganze Macht der Cimbrer vereinigt, und große eiserne Ketten machten die Vorderreihen zu unzertrennlichen Gliedern. Aber durch geschickte Bewegungen, die Marius anordnete, fiel Sonne, Staub und Wind den Teutschen ins Gesicht, und aller Vortheil des Gefechts ward den zum Angriffe heranströmenden Römern. Der Kampf war einer der blutigsten, welche die Geschichte kennt. Die Sieger zählten 140,000 erschlagene und 60,000 gefangene Feinde. Das gesammte ungeheure Heer ward gänzlich zersprengt und vernichtet. Auch

die Weiber wollten die Schmach und das Unglück ihres Volks nicht überleben. Lange vertheidigten sie die Wagenburg mit Muth gegen die Römer. Als alles verlohren war, suchten sie noch ihre Ehre zu retten, indem sie um die Aufnahme in den Orden der Vestalinnen baten. Dieß versagte ihnen der Sieger; und nun erwürgten sie ihre Kinder und gaben einander selbst den Tod. Die geängstete Hauptstadt vernahm mit hohem Jubel die Kunde von ihrer Rettung. Es gab kein Lob und keine Huldigung, die sie dem siegenden Feldherrn nicht dargebracht hätte.

So war der erste Versuch der Völker von germanischem Stamme, ihre rauhen Steppen gegen die schönern Gefilde des Südens zu vertauschen, mißlungen. Aber um deßwillen erstarb in ihnen der natürliche Ruf nicht, durch den seit jener Zeit die Bewohner Nordens sich unaufhörlich gedrängt fühlten, in die mittäglichen Länder herauf zu ziehen, und der sie immer wieder zu neuen großen Wanderungen trieb, bis sie endlich die gewaltige Revolution vollbracht hatten, in welcher die alte Welt untergieng, und eine neue sich bildete. Indessen ist es denkwürdig, daß die Geschichte da, wo zuerst die Teutschen von ihr genannt werden, sie durch Spal-

tung ihrer Kraft dem Feinde unterliegen sieht. Denn hätten die Cimbrer in Gallien sich nicht von den Teutonen getrennt, um sich selbst einen Weg über die Alpen zu bahnen, — schwerlich würde die Taktik des Römers sich des Ungestümms eines so zahlreichen, kühnen und gefürchteten Heers haben erwehren können.

Ungefähr vierzig Jahre nach diesen Begebenheiten machte Cäsar große Eroberungen in Gallien, und verfolgte siegreich seinen Plan, das ganze Land zwischen dem Rhein und den Pyrenäen in eine römische Provinz zu verwandeln. Hier konnte es nicht fehlen, daß er nicht bald in Berührung mit den angränzenden germanischen Völkerschaften kam; ohnehin bot Gallien der Wanderungslust der letztern durch seine blühende Städte und seinen fruchtbaren, milden Boden große Reize dar, und die Schwäche und Feigheit seiner Bewohner verbürgten ihnen den gewissen Sieg. Wirklich waren auch, sechs und fünfzig Jahre vor Christus Geburt, die Helvetier, nachdem sie ihre Wohnplätze verbrannt hatten, mit großer Heeresmacht aus ihren Gebürgen hervor gebrochen, um sich eine bessere Heimath in Gallien zu erobern. Aber mit seinem Muth und Glück widerstand ihnen Cä-

sar, und trieb die tief gedemüthigten Ankömmlinge wieder in ihr väterliches Land zurück. Kaum aber war er dieser Meister geworden, als er Gelegenheit fand, sich an den Teutschen zu versuchen.

Lange hatten die Aeduer und Sequaner, zwey gallische Stämme, um die Oberherrschaft mit einander gestritten. Die letztern, verzweifelt an ihrer eigenen Kraft, nahmen zu fremder Hülfe ihre Zuflucht. Heervest *) — ein Fürst der Sueven — hatte sich damals unter seinem Volke einen großen Namen gemacht; er verband mit germanischer Derbheit und Energie, einen höhern Grad von geistiger Bildung, als sonst irgend einer seiner Nation; der römische Senat nannte ihn König und Freund. Diesen flehten die Sequaner um seinen Beystand an, ohne zu bedenken, in welche Gefahren schwache Staaten sich oft stürzen, wenn sie sich Mächtigern vertrauen. Er zog mit einem kleinen Heer tapferer Männer über den Rhein, demüthigte die Aeduer und schlichtete den Streit der Entzweyten. Aber der glückliche Kriegsmann verharret selten, wenn er gleich zur Herstellung des Rechts das Schwert gezogen hat, bey seinem ersten er-

*) Ariovistus beym Cäsar

klärten Zwecke. Heerveſt theilte ſich die beßten Ländereyen beyder Völker als Eigenthum zu, ſiedelte ſeine ſuevischen Landsleute in denſelben an, beherrſchte mit drückender Gewalt die alten Einwohner, und befeſtigte ſeine Macht, indem er ſich mit neuen Horden von dem jenſeitigen Rheinufer verſtärkte. Er hatte kein geringeres Vorhaben, als das ganze Gallien zu unterjochen, und dort ſeinem hochſtrebenden Sinne einen weiten und herrlichen Spielraum zu ſchaffen.

Sein Beginnen mißfiel auf gleiche Weiſe den Galliern und dem römiſchen Eroberer; jenen, weil ihnen die Tyranney des treuloſen Fremdlings ungewohnt und drückend war; dieſem, weil er auf ſolche Weiſe eine Eroberung bedroht ſah, die für ſeine Politik und für ſeinen Ehrgeiz eine gleich große Wichtigkeit hatte. Deßhalb waren die Häupter der Aeduer dem Cäſar ſehr willkommen, als ſie vor ihm erſchienen, und ihn um Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit ihres Tyrannen baten. „Sein Sinn, ſprachen ſie, ſtehe darauf, Galliens alte Einwohner zu verdrängen, und ihre Wohnſitze den Teutſchen einzuräumen. Er drücke durch ein hartes und ſtolzes Regiment ſie nieder. Er ſey ein wilder, ungeſtümmer, trotziger Mann, deſſen harte Weiſe ſie nicht

länger ertrügen. Ganz Gallien setzte seine Hoffnungen auf den Namen der Römer und auf Cäsar. Es stehe in seiner Macht, das gedrückte Land von Heervests Gewalt zu befreyen."

Cäsar ordnete eine Gesandschaft an den Suevischen Heerführer ab, mit dem Antrage, daß er einen Ort bestimmen möchte, an welchem eine Unterredung zwischen ihnen statt haben könnte. Heervest lehnte, im stolzen Tone dieß Ansinnen ab. „Hätte Cäsar etwas von ihm „zu verlangen; so könnte er sich zu ihm begeben, so wie er im umgekehrten Falle auch zu „Cäsar kommen würde. Uebrigens begreife er „nicht, was die Römer in seinem Gallien, „das durch Waffengewalt sein Eigenthum geworden, zu schaffen haben." Der römische Feldherr erklärte hierauf durch eine zweyte Gesandschaft, was ihm mündlich mitzutheilen nicht vergönnt war. Heervest verdanke dem römischen Volke den Titel eines Königs und eines Bundsgenossen; aber er verachte diese Auszeichnung, indem er die vorgeschlagene Zusammenkunft ablehne. Um so weniger Rücksicht verdiene er deßhalb, wenn das Interesse dieses Volkes mit dem seinigen in Kollision komme. Es sey Cäsars bestimmter Wille, daß keine Teutschen mehr über

den Rhein geführt, daß den Aeduern ihre Geißeln zurück gegeben, und daß diesen, so wie ihren Bundsgenossen nicht die mindeste Gewalt mehr angethan werde. Im entgegen gesetzten Fall seyen die Bande der bisherigen Freundschaft aufgelöst." Da sprach Heervest zu den Gesandten: „der Sieg berechtigt den Eroberer, nach seiner Willkühr mit den Besiegten zu schalten. Die Aeduer haben die Waffen gegen mich ergriffen und sind unterlegen; sie sind mir also von Rechtswegen zinsbar. Ich gebe ihre Geißeln nicht zurück: aber ich werde auch weder sie noch ihre Freunde beunruhigen, wenn sie redlich erfüllen, was den zwischen mir und ihnen bestehenden Verträgen gemäß ist. Uebrigens mag Cäsar sein Glück gegen mich versuchen. Aber sagt ihm, daß noch niemand mich ungestraft beleidigt hat, und daß die Männer, die ich anführe, seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen sind."

Cäsar hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er seinen Willen gegen den trotzigen Barbaren geltend machen wollte, da zugleich mit der zurückkehrenden Gesandtschaft Boten von den dem Rheine anwohnenden Völkern mit der Nachricht ankamen, wie in hundert suevischen Gauen alles auf wäre, um über den Strohm zu gehen, und

Gallien anzufallen. Er sammelte seine Legionen, und rückte in starken Märschen gegen das Juragebirge an, von dessen westlichem Fuße das neue Reich des Heervest sich ausbreitete. Aber unter dem römischen Heere war keine Lust zu diesem Kriege. Noch erinnerten sich die Soldaten an die fürchterlichen Beschreibungen, die ihnen ihre Väter von den Cimbrern und Teutonen gemacht hatten; und nun setzten die Gallier hinzu: die Sueven seyen riesenhafte Männer; der gräßliche Blick ihrer blauen Augen sey unerträglich; kein Volk der Erde widerstehe ihrer wilden Tapferkeit und dem Ungestümm ihres Angriffs; ihre Gefangenen werfen sie ins Feuer. Dadurch entfiel auch den alten Kriegern der Muth. Viele Officiere, verließen erdichtete Vorwände erhebend, ihre Adler. Bange und bleich wandelten die Soldaten umher. Im ganzen Lager machte man Testamente. Was in der Geschichte der römischen Kriege unerhört war, man zeigte dem Feldherrn an, daß man ihm nicht in das unvermeidliche Verderben folgen werde. Aber Cäsar gab bey dieser Gelegenheit einen glänzenden Beweis von der unwiderstehlichen Macht seines Geistes. Er sammelte die Centurionen des Heers um sich, erinnerte sie, daß diese Feinde die nämlichen seyen, die Marius mit seinen Legionen im

Cimbrischen Kriege geschlagen habe, und daß sie schon oft von den Helvetiern überwunden worden, die doch den römischen Waffen nicht zu widerstehen vermochten. Er forderte sie auf, zu beweisen, wodurch er je ihr Mißtrauen, oder seine Maaßregeln ihren Tadel verdient hätten; und widerlegte alle Bedenklichkeiten, welche die Furchtsamen in Beziehung auf die Wege und die Lebensbedürfnisse erregt hatten. „In der nächsten Nacht, setzte er hinzu, um die vierte Nachtwache, werden wir aufbrechen, und dann mag es offenbar werden, ob Ehr- und Pflichtgefühl mehr über euch vermögen, als die Furcht. Solltet ihr mich auch alle verlassen, so werde ich mit der zehnten Legion, deren Treue und Muth ich gewiß bin, dem Feinde allein entgegen gehen, und sie wird dann in Zukunft meine Leibgarde seyn.“ Diese Worte verfehlten an dem römischen Stolze ihre Wirkung nicht. *) Die Tribunen der zehnten Legion erklärten dem Feldherrn, wie sehr sie sich durch sein Zutrauen geehrt finden, und wie bereitwillig sie seyen, es durch die That zu bestätigen. Auch die Officiere

---

*) Mirum in modum conversae sunt omnium mentes. Caesar de bell. Gall. I. 41.

der andern Legionen kamen herbey, versicherten, daß sie nie von den Besorgnissen, und der Furcht, die sich im Lager geäußert, ergriffen gewesen seyen, und erklärten ihre Ueberzeugung, daß das Urtheil über die zu nehmenden Maaßregeln nicht ihnen, sondern dem Oberbefehlshaber zukomme. Zur bestimmten Stunde brach das ganze Heer auf.

Am siebenten Tage näherten sich die Römer den Stellungen der Teutschen. Hier schlug Heervest dem Cäsar eine Unterredung vor, die von ihm auch angenommen wurde. Beyde Feldherrn traten, nachdem sie mit großer Vorsicht für ihre Sicherheit gesorgt hatten, auf einem zwischen den Lagern sich erhebenden Hügel zusammen. Cäsar nahm zuerst das Wort, erinnerte den König an die Wohlthaten und Auszeichnungen, die er von dem römischen Senate empfangen, machte ihn auf die innige Verbindung des römischen Volkes mit den Aeduern, und die für dasselbe daraus entstehende Verpflichtung aufmerksam, und wiederholte dieselben Bedingungen, die er eher durch seine Gesandten vorgelegt hatte. Darauf erwiederte Heervest mit eben so viel Zuversicht als Offenheit: „ich bin über den Rhein gegangen, nicht aus eige-

nem Antriebe, sondern durch die Wünsche der Gallier herbeygerufen; aber man verläßt nicht seine Heimath und seine Verwandten, ohne die Hoffnung einer reichen Vergeltung. Was ich in Gallien besitze, ist mir von den Innwohnern abgetreten worden, und ihre Geißel haben sie mir freywillig gegeben. Die Abgaben, die ich von ihnen erhebe, gebühren mir nach dem Rechte des Krieges, das alle Eroberer über die Besiegten ausüben. Ich habe die Feindseligkeiten gegen die Gallier nicht angefangen; sie haben im Gegentheile mir den Krieg erklärt, und alle ihre Staaten sind gegen mich ausgezogen. Ich habe in einem Treffen ihre ganze Macht geschlagen; wollen sie sich noch einmal gegen mich versuchen, so werden sie mich gerüstet finden; wollen sie aber den Frieden, so mögen sie ihre nichtigen Beschwerden wegen der Steuern, die sie mir schuldig sind, aufgeben. Der Bund mit dem römischen Volke soll mir zur Ehre und zum Schutze gereichen, und deßhalb habe ich ihn auch gesucht. Will man sich aber desselben zu meinem Schaden bedienen, so hat er für mich keinen Werth weiter. Ich bin eher nach Gallien gekommen, als das römische Volk, und so ist mein Recht auf dieses Land früher, als das eurige. Nie hat ein römischer Feldherr die Gränze der Provinz in

Gallien überschritten; du aber rückst ungerufen in mein Gebiet ein. Kann dies Zutrauen zu deinen Absichten erregen? Und wie würden es die Römer aufnehmen, wenn ich ihre Eroberungen mit meinem Heere überzöge? Glaube nicht, daß ich so sehr Barbar, oder der öffentlichen Angelegenheiten so unkundig bin, um die Verhältnisse der Gallier zu den Römern nicht zu durchsehen. Ich gestehe dir meinen Verdacht: mit erheuchelter Freundschaft führst du ein Heer herbey, um mich zu Grunde zu richten. So lange du dich nicht zurück ziehst, kann ich deßhalb in dir nicht den Bundesgenossen sehen, sondern den Feind. Ueberdieß weiß ich, daß deine Sache und die Sache der Römer verschieden seyen; ich werde Vielen von den ersten deines Volks einen großen Dienst erweisen, wenn ich dich aus dem Wege räume. Indeß wünsche ich, daß du durch deinen Rückzug das freundschaftliche Verhältniß unter uns erhalten möchtest: und wirst du mich in dem freyen Besitze von Gallien nicht stöhren; so hast du mein Wort, daß ich dich nicht nur dafür auf das reichlichste belohnen, sondern auch in allen deinen sonstigen Kriegen dein treuer Genosse seyn werde."

Indem Cäsar das Wort wieder ergriffen

hatte, um Heervests Bemerkungen über die Begründung seiner Ansprüche zu widerlegen, wurden die Reuter des letztern, die auf der einen Seite des Hügels hielten, von ihrem Ungestümm fortgerissen; sie stürzten auf die Bedeckung des römischen Feldherrn los, und schossen ihre Pfeile auf sie ab. Damit war das Gespräch geendigt. Doch erbot sich der König zween Tage später, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber als die römischen Gesandten in sein Lager kamen, behandelt er sie als Kundschafter und warf sie in Ketten. Es gab nun zur Schlichtung dieses Zwistes kein Mittel mehr, als die Waffen.

Heervest erprobte auch, nach dem Anfange der Feindseligkeiten, den hellen Verstand und den selbstständigen Charakter, der in der vorher gegangenen Unterhandlung sichtbar geworden war. Er nahm eine neue Stellung, durch welche er dem Lager des Cäsars die Zufuhr abschnitt, sammelte seine ganze Macht auf einen Punkt, und beunruhigte den Feind täglich durch die Angriffe, die er von seiner raschen, mit Fußvolk untermischten Reuterey auf ihn machen ließ. Nur vermied er sorgfältig einen allgemeinen Angriff, so oft ihn auch die Römer durch ihre Bewegungen dazu aufforderten; denn er traute den be-

geisterten Weibern unter seinem Heere, welche ihm betheuerten, daß eine Schlacht vor dem wiederkehrenden Neumonde seinen Untergang nach sich ziehen würde. Diese Weissagung wurde durch die Gefangenen auch im römischen Lager bekannt. Ein Feldherr wie Cäsar läßt einen solchen Umstand nicht unbenützt. Der Aberglauben des Feindes verbürgte ihm den Sieg. Er drang mit dem ganzen Heer gegen die Stellung der Teutschen an. Heervest konnte sich nicht mehr erwehren, so sehr auch die Vorzeichen seine Hoffnungen niederschlugen, dem Angriffe zu widerstehen. Er trat mit seiner gesammten Macht aus seinen Verschanzungen hervor. Im Rücken stellte er, wie es bey seinem Volke Sitte war, die Wagenburg auf, um den Feigen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Cäsar gab das Zeichen zur Schlacht. Im wilden Ungestümm eilten die Teutschen herbey, griffen mit ihren Schwerdtern die Feinde an, und bildeten, um sich gegen deren Hiebe zu verwahren einen Phalanx, indem sie dicht angeschlossen, die Schilde über sich empor hielten, und so eine Art von Decke über die ganze Masse herzogen. Man kämpfte von beyden Seiten mit großer Tapferkeit. Mehrere römische Soldaten sprangen auf die Schilde, trennten sie von einander und verwundeten die Feinde

von oben herunter. Bald sahen die Römer auf ihrem linken Flügel ihre Anstrengungen mit dem beßten Erfolge gekrönt. Auf dem rechten dagegen siegte die feindliche Ueberzahl. Doch auch hier ward durch die Entschlossenheit des P. Crassus, der die Weichenden zur rechten Zeit mit seiner Reuterey unterstützte, das Gefecht wieder hergestellt. Das feindliche Heer überließ sich einer allgemeinen Flucht. Alles eilte den Rhein zu, um auf dem jenseitigen Ufer Schutz zu finden. Wenige der Fliehenden retteten sich durch Schwimmen, oder auf Nachen, die sie glücklicher Weise vorfanden; sehr viele wurden von der nachjagenden römischen Reuterey niedergehauen. Mühselig entkam Heervest auf einem Kahne in die väterliche Heimath. Seine beyden Weiber kamen auf der Flucht um; und von seinen Töchtern wurde die eine getödtet, die andre gefangen.

Diese Schlacht geschah im sechs und fünfzigsten Jahre vor Christus Geburt, fünfzig tausend Schritte vom Rhein, vorwärts von Basel. Sie entschied über die Frage, ob die Römer oder die Teutschen Herrn von Gallien seyn sollten, zum Vortheile der erstern. Aber nicht mit Unehre ist Heervest einem der größten Feldherrn

unterlegen, die die Weltgeschichte kennt. Das Verhängniß gab den römischen Waffen den Sieg, indem es den Germanen den Glauben an ihre Kraft und an ihre Sache nahm. Für die Gallier war der Erfolg dieses Zwistes gleichgültig. Sie hatten bereits verzichtet, selbstständig zu bestehen.

So groß der Schrecken war, den Heervests Niederlage diesseits des Rheins verbreitete; so dauerte seine Wirkung doch nicht fort. Bald erneuerte diese, bald jene germanische Völkerschaft den Versuch, sich Wohnsitze in dem freundlichern Gallien zu erobern. Sich ihrer zu erwehren, bedurfte Cäsar nicht nur der Waffen, sondern auch unwürdigen Trugs. Seine Arglist empörte, in den Kriege gegen die Usipeten und Tenchtheren den strengen Kato in dem Grade, daß er dem Senate vorschlug: man sollte den Treulosen den Barbaren ausliefern. Zweymal brach er sogar selbst in Germanien ein, um den Bewohnern den Sinn vom Fremden auf das Eigenthum zu richten. Doch bot ein Land ohne Wege, Brücken, Städte und Dörfer, voll von Wäldern, Sümpfen und kahlen Haiden seiner Eroberungslust keine Reize dar. Aber die Söhne dieses öden, rauhen Landes gewährten

Cäsarn einen größern Vortheil, als er je von der Eroberung desselben hätte hoffen können. Er bildete, während der gallischen Heereszüge einige Kohorten, die aus lauter germanischen Jünglingen zusammen gesetzt waren, und diese gaben durch ihren raschen und zweckmäßigen Angriff auf die Reuterey des Pompeius der Schlacht in den Pharsalischen Feldern ihre Entscheidung, erhuben dadurch ihren Feldherrn zum Haupte des römischen Reichs, und entschieden das Schicksal der Welt. Dieser glänzende Zug aus der Geschichte unserer Väter ist noch in einer andern Hinsicht denkwürdig. Denn er beweist, welch' ein uraltes Erbübel es unter unserm Volke ist, für jede Sache und jedes Interesse des Auslands zu kämpfen, wenn dieses Ausland nur im Besitze von Gold ist, um es für seine Freyheit und für sein Leben darzubieten.

Unaufhörlich wurde die überrheinische Provinz der Römer von den hereinstürmenden germanischen Horden beunruhigt. Hier der Gränze Schutz zu schaffen, über ein so berüchtigtes Kriegervolk Triumpfe zu erfechten, und die römischen Adler in dem Innern seines Landes aufzustecken, das war eine schöne Aufgabe für den Ehrgeitz und den tapfern Muth. Drusus, Cäsars En-

kel, ein kühner, thatenstrebender Jüngling, beschloß sie zu lösen; und es wäre ihm vermuthlich gelungen, was seine stolze Zuversicht hoffen mochte, hätte nicht das Verhängniß durch einen plötzlichen Tod sein Werk vereitelt. Vierzig Jahre nach Cäsars Einfall in die germanischen Wälder betrat er seine glänzende Laufbahn. Erst unterjochte er die Bewohner der rhätischen Alpen, und drang von da durch Vindelicien bis an die Gränze der eigentlichen teutschen Völkerstämme vor, während sein Bruder Tiber über den Bodensee schiffte, die Anwohner desselben unterwarf, und seine Waffen bis an die Quellen der Donau trug. Um diese Eroberungen zu schützen und zu behaupten, wurden mehrere Kolonien angelegt. Unter ihnen erhub sich, beym Zusammenflusse des Lechs und der Wertach, die nachher zu großem Ruhme aufblühende Augusta Vindelicorum.

Auf solche Weise ward Germanien in seinem Süden von römischer Macht umfangen; in sein Inneres einzudringen unternahm Drusus von Westen her. Seinen ersten Feldzug eröffnete er auf Kähnen, indem er sein Heer auf dem Rhein einschiffte, auf dem Strohme in das teutsche Meer auslief, von dort in der Ems wieder her-

auffegelte, und so den Brukterern, unerwartet, als käme er aus den Wolken, mitten in ihre Wohnsitze fiel. Vier solche Feldzüge wurden von ihm in das Herz von Germanien ausgeführt. In dem letzten derselben gelangte er bis an die Elbe. Ungeheure Gefahren wurden von ihm überwunden Aus den gräßlichsten Verlegenheiten rettete ihn sein Geist und sein Glück. Kein römischer Feldherr hatte solche Schwierigkeiten des Landes und des Clima's besiegt. Die meisten Völkerschaften des Rheins und der Weser huldigten in ihm ihrem Ueberwinder. Durch mehrere Kastelle, die er auf wichtigen Punkten, mitten in ihren Wildnissen anlegte, ward ihre Unterjochung befestigt. Aber die Elbe vermochte er nicht zu überschreiten. Er begnügte sich an ihrem Ufer ein Monument zu errichten, zum Zeugniß für die Nachwelt, daß die Waffen der Römer bis hieher durchgedrungen. Aber hier stand auch der Gränzstein seines Glücks. Eine Germanische Alrune *) von kolossaler Gestalt, hatte es ihm verkündigt. „Wann, sprach sie zu ihm, wird deine Eroberungslust gesättigt seyn? Wisse, daß du nun kein feindlich Land mehr sehen wirst; hier ist deiner Thaten und deines Le-

---

*) Wahrsagerinn.

bens Ziel.“ Auf das wandte Drusus um. Noch ehe er den Rhein erreichte, starb der dreyssigjährige Jüngling, an den Folgen eines Beinbruchs, den er durch den Sturz seines Pferdes erlitten hatte. Sein Leichnam ward in die Stadt seiner Väter gebracht und mit hohen Ehren empfangen. Der Kaiser Augustus errichtete ihm bey Mainz ein Denkmal, von dem der noch vorhandene Eichelstein eine Trümmer seyn soll. *) Rom verlohr in Drusus einen seiner gepriesensten Krieger, und einen Mann von hohem Sinne. **)

---

*) S. J. G. Langs Reise auf dem Rhein. I. S. 28.

**) Ihn schildert Ovid also:

Occidit exemplum juvenis venerabile morum,
Maximus ille armis, maximus ille toga.
Ille genus Suevos acre, indomitosque Sicambros,
Contudit, inque fugam barbara terga ducit.
Uritur heu, decor ille viri, generosaque Forma,
Et Facilis vultus uritur ille vigor.

Ihm verdankt Teutschland die ersten Anlagen seiner Kultur. Der Zweck seiner Anschläge und Bemühungen, den Römern eine große, den Osten und Westen von Europa verbindende, und mit vielen tapfern Männern angefüllte Provinz diesseits des Rheins zu erobern, richtete seinen Sinn auf feste und bleibende Anstalten und Einrichtungen. Er vereinigte durch einen Kanal den Rhein mit der Yssel, führte stehende Brücken über die Ströhme, durchschnitt mit Straßendämmen das Land, baute im Innern desselben einige Festungen, und führte längs des Rheins hinunter eine Reihe von Kastellen auf, aus denen allmählig die nachherigen Städte Selz, Speier, Worms, Bingen, Koblenz, Andernach, Neuß, Xanten, Arnheim ꝛc. entstanden. Eine seiner wichtigsten Niederlassungen gründete er bey dem Zusammenflusse des Rheins und Mayns, in dem

---

Facta Ducis vivent, operosaque gloria rerum,
Hac manet, haec avidos effugit una rogos.
Pars erit historiae, totoque legetur in aevo,
Seque opus ingeniis, carminibusque dabit.

Castellum Moguntiacum, das er, als den Mittelpunkt seiner Operationen, in großer Ausdehnung und Stärke aufführte. Noch zeugen daselbst die Ruinen einer von ihm angelegten Wasserleitung von dem kühnen und kolossalen Charakter der römischen Baukunst. *) Der Anblick dieser Niederlassungen, die Berührungen, in welche durch dieselben die Teutschen mit den Römern kamen, und die Anstalten, welche diese zur Organisation ihrer Eroberungen machten, zeigten dem rohen Volke ein großes Exempel von Civilisation, und setzten es in die Nothwendigkeit, ihre Sitten und Gebräuche dem Muster und den Gesetzen nachzubilden, welche ihre Besieger ihnen gaben. So ist es der Wille der Vorsehung, daß, indem die Nationen oft unge-

*) Noch stehen die Trümmer von 59 Pfeilern, die sich, durch das Thal von Zahlbach, nach dem Königsbrunnen ziehen. Ueber ihnen befand sich die Wasserleitung des Drusus. Diese Pfeiler sehen wie kleine Thürme aus, und sind sehr fest gebaut. Die Wasserleitung selbst, in der der Gonzbach floß, soll, wo sie am höchsten war, 128 geometrische Schuhe gemessen haben. Von der Quelle, bis zu ihrem Erguß in den Drusensee, der itzt der Entenpful genannt wird, lief sie durch einen Raum von 5731 geometrischen Schritten, oder 28,655 Schuhen fort. S. Klebe's Reise auf dem Rheine. I. S. 50.

recht und zerstörend auf einander wirken, das Gute, was die eine hat, der andern mitgetheilt, und die höhere Kultur, die eigentlich keinem Volke, sondern der Menschheit angehört, allen gemein werde. Damit muß man sich trösten, wenn die Eigenliebe sich sträubt, fremder Macht zu gehorchen. Und dieser Trost ist um so kräftiger, da die Geschichte zugleich auch das Zeugniß giebt, daß ein Volk dem andern immer nur so lange unterthan werde, bis es Gelehrigkeit genug empfangen hat, sich auf gleiche Bildungsstufe mit seinem ihm überlegenen Eroberer zu erschwingen.

Das Werk, welches Drusus mit so viel Erfolg begonnen hatte, setzte sein Bruder Tiberius nach seinem Tode fort. Weniger kühn und unternehmend als jener, war es ihm mehr darum zu thun, die gemachten Eroberungen zu behaupten und auszubilden, als sie mit neuen zu vermehren, und er hielt es für zweckmäßiger, das Land durch die Künste der Politik, als durch die Gewalt der Waffen, im Zaume zu halten. Deßhalb benützte er die Zwiste, welche unter den germanischen Völkerschaften nie einen allgemeinen innern Frieden zu Stande kommen ließen, zu seinem Vortheile, fachte sie immer wieder an,

wenn sie zu erkalten begannen, leistete den Schwächern Beystand gegen die Stärkern, und legte dann trügerisch und treulos das Joch auf die, welche sich ihm anvertraut hatten. Es erhub sich der Markomanne Marbod, an der Spitze einer großen Heeresmacht, und operirte von Böhmen her die Donau herauf, drohend den römischen Niederlassungen entgegen. Tiberius stand ihm mit einem ungeheuern Heere von 12 Legionen gegen über. Aber auch hier zog er den Weg der Unterhandlung dem der Waffen vor, besänftigte seinen Gegner durch täuschende Anträge, und verließ Germanien, um sich gegen die aufrührerischen Innwohner von Pannonien und Dalmatien zu versuchen.

An seiner Stelle erschien, auf den Ruf des Kaisers, Quintilius Varus, um die Eroberungen am Niederrhein zu verwalten, ein Mann von vornehmer Abkunft, der zuvor schon Statthalter in Syrien gewesen war, von hartem, despotischen Sinne, ungerecht und habsüchtig, und allen Lastern des weichlichen Asiens ergeben. Bald hatte er den Haß des ganzen Heeres, das er kommandirte, und den Fluch der Völker, die seiner Willkühr hingegeben waren. Die römische Herrschaft in Deutschland war das Werk der

Gewalt; sträubend und murrend ertrug sie die Nation, welche ihr größtes Glück in der verlohrnen Freyheit sah, und ihren größten Stolz in den alten, einheimischen Sitten, die der übermüthige Ausländer verhöhnte. Aber das schwerste Joch legte dem armen Volke erst der neue Statthalter durch seinen Trotz und durch seinen Eigennutz auf. Man müsse, behauptete er, die Germanen so viel möglich den Römer verähnlichen, um sie unzertrennlich an das Reich zu knüpfen, und schneller und sicherer führe Gewalt und Strenge zu diesem Ziele, als das langweilige Mittel allmählicher Bildung. Er führte deßhalb die römische Gerichtsordnung ein, und gab den römischen Civilrechten gesetzliche Kraft, ließ eine Menge Advokaten herbeykommen, hielt öffentliche Versammlungen, in denen er zu Gerichte saß, und ließ zur Drohung für die Verbrecher die Ruthen und Beile vor sich hertragen. Nicht nur daß die armen Landesbewohner durch diese Gerichtsverfassung zu vielen Bezahlungen genöthigt wurden, die sie vorher nicht kannten, man legte ihnen zugleich Steuern und Zölle, nach der Weise der übrigen Provinzen auf. Und dieß alles war nicht sowohl auf das Interesse des öffentlichen Schatzes, als auf den Nutzen des habsüchtigen Statthalters berechnet. Er glaubte das

dürftige Germanien, wie Syrien behandeln zu können; welche Provinz er im blühendsten Wohlstande angetroffen und in der äußersten Verarmung verlassen hatte.

So sahen die Teutschen die Hülle fallen, mit welcher ihre Ueberwinder das Geheimniß ihrer Politik bedeckt hatten! Sie nannten sie Bundsgenossen und Freunde; aber sie hatten es nun keinen Hehl mehr, daß jene zu ihren Sklaven bestimmt seyen. Eine solche Herabwürdigung erträgt ein Volk nicht, das Kraft in sich fühlt, die von den Vätern ererbte theuere Freyheit zu behaupten. Der tiefste Unwille bemächtigte sich aller Gemüther. Am meisten waren die bisherigen Häupter der Nation entrüstet, die nicht erfüllt sahen, was die treulose Verführung ihnen verheissen hatte. Jedermann war der Ueberzeugung, daß alle Gefahren und Aufopferungen eines neuen Krieges bey weitem kein so großes Uebel seyen, als das elende und knechtische Leben nach dem römischen Gesetze. Aber schweigend trug das Volk seine Bürde. Es bedurfte eines Hauptes, das den unterdrückten Unmuth erregte, und seine Ausbrüche leitete.

Da beschloß Heermann, der Fürst der Cherusker, sein Vaterland zu befreyen, und

seine Nation an ihren Unterdrückern zu rächen. Derselbe war durch edle Gestalt, Tapferkeit, Kriegserfahrung und Vaterlandsliebe einer der ausgezeichnetesten seines Volkes, und aus königlichem Geblüte entsprossen, vermehrte der Glanz der Herkunft das Ansehen, das er sich durch seine Tugenden erworben hatte. Tiberius, nach seiner Weise, die Großen der Teutschen durch Auszeichnungen und Titel in sein Interesse zu ziehen, hatte ihn mit nach Rom genommen, ihm das Bürgerrecht und die Ritterwürde verschaft, und ihn in seinen Feldzügen nie von seiner Seite gelassen. Ein Mann von Charakter wird durch Blendwerke dieser Art nicht getäuscht. Das Schicksal seines Vaterlandes beschäftigte unaufhörlich sein edles Gemüth. In der Hauptstadt der damaligen Welt, und in den Lagern des Tiberius war sein Sinn stets darauf gerichtet, sich zu bilden und Kenntnisse zu erwerben, um einst der Befreyer seines Volkes seyn zu können. Die Verwaltung des Varus war nicht dazu gemacht, seinen Entschluß zu ändern. Aber er verbarg ihn tief in seiner Seele, spielte dem Tyrannen gegenüber den Unbefangenen und den Freund, und erschien häufig an seiner Tafel, um seinen Charakter zu studieren, und das Geheimniß seiner Schwäche zu durchdringen.

Erst als ihm die Spannung der Gemüther, durch den fortgesetzten Druck den erforderlichen Grad erreicht hatte, theilte er sich den vertrautesten und dann den Oberhäuptern der benachbarten Gauen mit, und legte ihnen den Plan vor, den er zum Verderben der Römer mit scharfem Sinne entworfen hatte. Ueberall fand er die Herzen und die Arme zur Rettung des Vaterlandes bereit. Neben ihm stand sein Vater Sigmaier an der Spitze der Verschwöhrung.

Mehrere der teutschen Fürsten sollten, so hatte Heermann seinen Anschlag gefaßt, unter Vorwänden, die das Vertrauen des Varus erregen mußten, Besatzungen von ihm verlangen. War auf diese Art sein Heer zertheilt; so sollten in den tiefer im Lande liegenden Gauen Empörungen erregt werden, um dadurch den Feldherrn zu veranlassen, daß er mit seiner Hauptmacht sich in diese öden und unwegsamen Gegenden begab. Hatte er seinen Marsch bis auf den bestimmten Punkt fortgesetzt; so sollten, im allgemeinen Aufstande, erst die zerstreuten Besatzungen nieder gemacht, und dann das abgeschnittene Heer überfallen und vernichtet werden. Alles gelang auf das vollkommenste. Es wurden den Fürsten die Truppenabtheilungen zuge-

schickt, die sie verlangt hatten; und als die Boten aus den östlichen Gauen mit der Nachricht herbey kamen, daß man dort den Römern nicht mehr gehorchen wolle, setzte sich Varus in Bewegung, um die Aufrührer zu züchtigen. Aber eine schändliche Verrätherey drohte alles zu vereiteln, was die Freyheitsliebe so glücklich eingeleitet hatte. Segest, auch einer der vornehmsten unter den Cheruskern, Heermanns Schwiegervater, eingeweiht in das Geheimniß, kochte den bittersten Haß gegen seinen Eidam, weil er ihm seine Tochter Thusnelde entführt, und sich dann gegen seinen Willen mit ihr vermählt hatte, und beschloß, sich bey dieser Gelegenheit an ihm zu rächen. Am Abend vor dem Aufbruche des römischen Heeres waren viele von den Großen des Landes, und unter diesen auch Heermann, bey Varus versammelt. Man genoß in froher Stimmung die Freuden der Tafel, und die Fürsten gaben dem Römer das Wort, daß sie mit den Bundesvölkern ihm nachfolgen werden. Da vergaß Segest, aus niedriger Rachsucht, sein Vaterland und seine Pflicht, entdeckte dem Feldherrn den ganzen Plan der Verschwörung, und beschwur ihn, die anwesenden Großen in Ketten zn werfen, und dadurch seinem unvermeidlichen Untergange zuvorzukom-

men. Varus lachte, in seinem sichern Uebermuthe, der Entdeckung des Cheruskers. Ein Entwurf dieser Art, meynte er, sey unvereinbar mit dem Charakter der Germanen, und es sey diesem Volke unmöglich, auf solche Weise das Gegentheil seiner Gesinnung zu heucheln; überdieß, setzte er hinzu, fürchten die Römer ihre geheimen Feinde eben so wenig, als ihre öffentlichen. Ausser Segest fand sich noch ein Verräther; der vielleicht bey Varus mehr Glauben gefunden haben würde. Aber derselbe konnte, unter den Unruhen des Aufbruchs, nicht mehr zum Worte kommen. Der Mensch entgeht seinem Verhängnisse nicht.

Die römische Macht war, ausser den Völkern der Bundsgenossen, mit Einschluß der in den Besatzungen zerstreuten Abtheilungen, drey Legionen und sechs Kohorten stark. Die Hauptmasse derselben, welche gegen die Aufrührer auszog, war von einer Menge Wägen und Lastthieren, und einem ungeheuren Troß begleitet. Noch sollte sie durch die Völker verstärkt werden, welche die Fürsten herbey zu führen versprochen hatten. Aber so bald diese in ihren Gauen angekommen waren, versammelten sie ihre Bewaffneten, machten die Besatzungen nieder, vereinig-

ten ihre gesammte Stärke, folgten dem römischen Heere nach, und nahmen es in ihre Mitte. Da sah Varus die Hülle fallen, welche bisher ein schreckliches Geheimniß vor ihm bedeckt hatte. Er befand sich in den schauerlichen Einöden des Teutoburger Waldes, — wo itzt unter dem sanften Regimente des Hauses Lippe, Landbau und Kunstfleiß viele glückliche Menschen nähren. Hohe Berge, tiefe Schluchten und weite Sümpfe hemmten seine Bewegungen, und das mit uralten Eichen und wildem Gestrüppe bewachsene Erdreich gab ihm weder Futter für seine Thiere, noch Nahrung für das Heer. Zu jedem Schritte vorwärts mußte der Weg erst mit Aexten gebahnt werden, und hatte man sich einen Pfad hindurch gebrochen; so kam man wieder in die Noth Brücken zu schlagen, und Moräste auszufüllen. Ein unaufhörlicher Regen fiel auf die Bedrängten nieder; und da bald auf allen Seiten die Angriffe der abgefallenen Bundesgenossen begannen, ward das ganze Heer, sammt seinen Wägen und seinem Trosse zu einer Masse verdichtet, — ein gräßliches Bild von Stolz und Verwirrung. Es war nun keine Rede davon, die anstürmenden Feinde zurückzuschlagen; erst mußte ein Raum erobert werden, auf dem das Heer sich entfalten und seine Kräfte ungehemmt

bewegen konnte. Der Soldat, hungernd und ermattet, aber noch nicht muthlos, erwehrte sich, so gut er konnte, der den Rücken und die Flanken anfallenden Krieger; der Vortrab brach die Bahn durch die Wüste. Endlich fand sich eine Stelle, wo das erste Lager geschlagen werden konnte. Man umzog es mit leichten Verschanzungen. Es gewährte wenigstens Ruhe für eine Nacht. Den folgenden Tag wälzte sich der mühselige Zug weiter fort. Man verbrannte das Gepäcke, da es die Bewegung nur erschwehrte. Aber immer heftiger wurden die Angriffe der Teutschen, indem sie in größern Massen herzudrangen, immer größer das Elend der Verfolgten, immer wilder und schauerlicher die Natur; der Muth begann von den Römern zu weichen. Es entbrannte einer der heftigsten Kämpfe auf dem ganzen Marsche, und da sahen die Soldaten des Varus, daß von den Göttern ihr Untergang unerbittlich beschlossen sey. Ein Platzregen ergoß sich über ihren Häuptern, und ein fürchterlicher Orkan brauste in ihre Stellung, so daß sie weder von ihren Pfeilen und Wurfspießen, noch von ihren Schilden Gebrauch machen konnten. Der heran nahende Abend brachte ihnen keine Hoffnung. Heermann hatte beschlossen, daß diese Nacht den

noch übrigen Rest der römischen Macht vernichten sollte. Sein ganzes Heer rückte zu einem allgemeinen Angriffe herbey. Umsonst suchten die Römer die Zugänge zu ihrer Stellung zu verwahren. Unwiderstehlich drangen die Teutschen über ihre Verschanzungen ein. Das ganze Lager wird ein scheußlicher Schauplatz von Mord, Jammer und Verzweiflung. Bald entflieht von den Angegriffenen auch noch der letzte Funken ihrer alten Tapferkeit. Der Feldherr selbst, um der Rache des zürnenden Feindes zu entgehen, stürzt sich in sein Schwerdt. Mehrere der Seinen folgen seinem Beyspiele. Viele flehen umsonst die Gnade der Sieger an. Alles, was deren Schwerdt zu erreichen vermag, wird grausam nieder gemacht. Einzelne zerstreute Haufen ergreifen die Flucht. Die meisten werden von den Nachjagenden ereilt, und empfangen von ihnen Tod oder Sklaverey. Dreyßigtausend Leichname bedecken den Wahlplatz. Die Legionen des Varus sind nicht mehr.

Es war im neunten Jahre nach der Geburt des Weltheilandes, als diese große Schlacht geschlagen wurde. Unter den Trophäen der Germanen fanden sich zween Adler; den Adler der dritten Legion hatte sein Träger in seinem Gür-

tel verborgen, und sich damit in dem blutgefärbten Moraste versteckt. Auch der Leichnam des Feldherrn fiel in die Hände der Sieger. Sie hieben ihn in Stücken, und brachten den abgetrennten Kopf dem Markomannen Marbod, der ihn seinem Kaiser nach Rom schickte. Die vornehmsten gefangenen Befehlshaber wurden, als Opfer, den Sieg bringenden Göttern geschlachtet, und ihre Köpfe auf den Bäumen der Haine aufgesteckt. Die grausamste Rache traf die römischen Advokaten, zur Vergeltung der trügerischen Künste, mit denen sie das arme Volk ausgesogen hatten. Man riß ihnen die Augen aus, und hieb ihnen die Hände ab; einem von ihnen schnitt sein Peiniger die Zunge aus, und nähte ihm den Mund zu, mit dem höhnenden Zurufe: Zische nun, Natter! Viele Römer von edelm Blute, denen die Sieger das Leben geschenkt hatten, wurden in ihrer Sklaverey als Viehhirten gebraucht. Manche befreyte das von ihren Verwandten den Barbaren zugesandte Lösegeld.

Beynahe keine der Niederlagen, welche je die römischen Heere erlitten, erregte eine solche Bestürzung in der Hauptstadt des Reichs, als diese. Der Kaiser Augustus gerieth in einen an Raserey gränzenden Trübsinn. Im Geiste sah

er Heermann auf dem Kapitol herrschen, und sich in Ketten durch die Wälder Germaniens geschleppt, und oft wiederholte er den Ausruf der Verzweiflung: Varus! gieb mir meine Legionen wieder! Einige Monate lang ließ er sich Bart und Haare wachsen, und nimmer kehrte seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Die erste Nachricht hatte solchen Schrecken verbreitet, daß in Rom Wachen ausgestellt werden mußten, um einen Aufstand des Volkes zu verhindern. Man gelobte dem Jupiter, wie es im Cimbrischen Kriege geschehen war, glänzende Schauspiele, wenn er das Vaterland aus dieser Gefahr retten würde. Die germanische Leibwache des Kaisers wurde abgeschaft, und mit allen ihren sonst in der Stadt sich befindenden Landsleuten aus Italien verwiesen. Das Entsetzen hatte die Gemüther in einem so hohen Grade ergriffen, daß niemand den Befehl des Kaisers befolgen wollte, der alle unter 35 Jahren alte Männer zu den Waffen rief, um die verletzte Ehre des römischen Namens in Teutschland wieder herzustellen. Der Abscheu vor diesem Feldzuge war so groß, daß erst einige der Widerstrebenden hingerichtet werden mußten, ehe es dem Tiberius möglich war, mit einem neuen Heere nach Germanien abzugehen.

So ward die Freyheit der Teutschen wieder hergestellt! — von dieser Zeit an glückte es den Römern nicht mehr, feste Niederlassungen in dem Innern des großen Germaniens zu gründen. Ohne die Vertilgungsschlacht im Teutoburger Walde würde wahrscheinlich die teutsche Nationalität erloschen, das Volk mit seinen Eroberern in eins zusammen geschmolzen, die teutsche Sprache allmählich vergessen, und selbst der Name der Germanen untergegangen seyn, wie der Name aller alten Völker, die durch fremde Waffen ihre Selbstständigkeit verlohren haben. Man kaun die Frage aufwerfen, ob das alles für Heermanns Enkel ein großer Verlust gewesen wäre? Aber auch die kalten Zweifler werden einräumen müssen, daß alles Große und Edle, was nachher die Geschichte von den Thaten der Franken, der Alemannen und der Sachsen aufgezeichnet hat, eigentlich Produkt des ursprünglichen germanischen Nationalgeistes war, und daß uns dieser zu vielen glänzenden Vorzügen und zu vielen Tugenden verhalf, welche andere Völker auf gleiche Weise nicht erreicht haben. Wir wollen es nicht vergessen, wie manchen Strahl der Kultur wir den Römern verdanken, der durch sie in den Finsternissen dieser fernen Zeit aufgieng; aber schwerlich hätten sie unsern Dank verdient, wenn

es ihnen gelungen wäre, mit dem hellern Begriffe und der feinern Sitte die Eigenthümlichkeiten abzuschleifen, die in dem Gemüthe unserer Väter lagen.

Freyheitsliebe und Tapferkeit — auf die sich alle Würde und aller Ruhm der Nationen gründet — waren in dieser Zeit die Elemente im Leben der Germanen. Die Geschichte bezeugt überdies, daß ihre militärische Kraft nicht blos im Ungestümm des Angriffs, oder in der kalten Verachtung des Todes lag, wovon das eine und das andere nur physisch bedingt ist, sondern auf gleiche Weise an Verstand und Besonnenheit. Es bedarf zur Verewigung ihres Waffenruhms nichts weiter, als der Bemerkung, daß das größte und mächtigste Volk des Alterthums, dem eine Welt verstummt zu Füßen lag, sie nicht nur nicht unterjochen konnte; sondern daß sie sogar zweimal die Hauptstadt desselben mit Angst und Entsetzen erfüllte, — erst als ihre Horden an der Etsch erschienen, und dann nach der schrecklichen Nacht, in der sie die Legionen des Varus vertilgten. *)

(Der Beschluß im folgenden Bande.)

*) Sexcentesimum et quadragesimum annum urbs nostra agebat, sagt der größte Geschichtschreiber der Römer, cum primum

Cimbrorum audita sunt arma, Caecilio Metello ac Papirio Carbone COSS. Ex quo si alterum imperatoris Trajani consulatum computemus, ducenti ferme et decem anni colliguntur, tamdiu Germania vincitur. Medio tam longi aevi spatio multa invicem damna. Non Samnis, non Poeni, non Hispaniae, Galliaeve, ne Panthi quidem saepius admonuere. Quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas. Quid enim aliud nobis quam caedem Crassi, amisso et ipso Pacoro, infra Ventidium dejectus Oriens, objecerit? At Germani Carbone et Cassio, et Scauro Aurelio, et Servilio Caepione, M. quoque Manlio fusis vel captis, quinque simul consulareis exercitus populo Romano; Varum tresque cum eo legiones etiam Caesari abstulerunt. Nec impune C. Marius in Ialia, divus Julius in Gallia, Drusus ac Nero et Germanicus in suis eos sedibus perculerunt. Mox ingentes C. Caesaris minae in ludibrium versae. Inde otium, donec occasione discordiae nostrae et civilium armorum, expugnatis legionum hibernis, etiam Gallias affectavere: ac rursus pulsi inde proximis temporibus triumphati magis, quam victi sunt.

Tacit. German. 37.

Ueber den
Charakter Karl des Großen.

Bey aller scheinbaren Divergenz der äusserlichen Handlungen, sagt Johannes Müller, *) liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, eine vorherrschende Idee, welche als Kommentar und Schlüssel all' seines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte sich denken läßt." Wir sehen hier den Charakter des großen Mannes mit einem Zuge treffend und vollständig gezeichnet: aber diese Zeichnung paßt nicht auf alle diejenigen hervorragenden Menschen, welchen die Histo-

*) In seiner Vorlesung „Ueber die Geschichte Friedrichs des Großen", abgedruckt in den Europäischen Annalen ꝛc. 805. I. S. 20.

riker seinen Charakter beygelegt haben. Es ist zu unterscheiden, was der selbstständige Wille schafft, und was die Nothwendigkeit des Naturgangs hervorbringt, was die große und unermüdete Kraft erstrebt, und was ohne ihre Mitwirkung, oder nur unter ihrem schwachen Einflusse der Strom der Umstände herbeyführt. Oft wird der Mensch gepriesen, weil der Zufall unerschöpflich ist, um ihn mit seiner Gunst zu überhäufen, oder weil durch sein Wirken Erfolge von ungewöhnlichem Glanze und Umfang hervorgebracht werden. Aber der tiefer sehende Beobachter hütet sich, daß nicht der Schein ihn täusche. Er sieht den Menschen nur verherrlicht, durch die Thaten, die aus ihm selbst hervorkommen, und durch Erfolge, die das Werk seines Geistes und seines Muthes sind. Für die blos Glücklichen hat er kein Lob. Oft sinkt auch in diesen die innere Kraft in demselben Verhältnisse, in welchem die immer bereite Hülfe des Schicksals sich ihm entbehrlich macht. Die Größe liegt nicht in der Handlung, sondern in der Kraft, so wie die Tugend nicht im Erfolge, sondern in dem Sinne. Denn, haben unsere Alten gesagt, die Krone gebühre nicht der That, sondern dem Rath, und — wem das Schicksal hold sey, dem grüne, ohne sein Zuthun, auch der Besenstiel.

Mancher mag aber ein eminenter, kraftvoller, tapferer Mann seyn; um deßwillen ist er nicht auch ein gerechter Mann. Aber gewöhnlich wird von den Zeugen seiner Thaten jenem die Tugend, die er nicht hat, angelogen: und finden sich in dem Laufe seines Lebens unläugbare Ungerechtigkeiten und Laster; so sucht man sie wenigstens durch Antriebe und Zwecke edlerer Art zu mildern, die man, oft mit glücklichem Scharfsinne erfindet. Man anerkennt, daß alle Würde des Menschen nur in der Tugend liege; und so kann man es sich nicht abgewinnen, diese Würde dem absprechen zu lassen, der durch die ihm inne wohnende und herrlich entwickelte Naturanlagen unsre Bewunderung erhalten, und vielleicht durch wohlthätiges Einwirken auf die Welt unsern Dank verdienet hat. Aber das reine Bild des Mannes, und damit das, was in ihm vielleit gerade das Lehrreichste ist, geht auf solche Weise für uns verlohren. Man muß nicht vergessen, daß es nicht gerade die Helden in der Tugend sind, welche Gott zur Ausführung seines Raths, in den großen Angelegenheiten der Völker, berufen hat. „Es erscheinen im Laufe der Zeit alles durchgreifende Revolutionen, wovon die Geschichte einzelner Völker keine Beyspiele hat. Die Vorsehung scheint sie darum herbeyzuführen, damit eine

alte, abgenützte Welt zertrümmert, uud eine neue, kräftigere gebildet werde. Durch sie entspringen neue Sitten, neue Formen, neue Gesetze und Verfassungen, eine neue Religion und Selbstbildung. Die ganze Menschheit scheint, wie der Phönix, ihren alten Körper selbst zu zerstören, um in verjüngter Kraft aus dessen Asche wieder hervorzugehen." *) Um solche Revolutionen zu erregen, zu leiten und zu beendigen, gewährt die moralische Gesinnung kein Mittel, im Gegentheile würden gerade sie, indem zeitliche Zwecke ihr nie, weder den Antrieb noch die Norm ihres Handelns geben, oft das Beßte verschmähen oder vernichten, was für die Menschheit aus solchen Umkehrungen hervor gehen soll. Darum sind, um in großen Bewegungen an die Spitze der Nationen zu treten, eigentlich die berufen, die mit hellem Verstande eine unüberwindliche Energie des Willens verbinden. Das Nützliche unter allen Umständen richtig zu sehen, und kraftvoll, gegen jeden Widerstand es zu realisiren, — das ist ihre Aufgabe. Daraus folgt aber nicht, das sie schlechterdings keine moralisch

*) Nik. Vogt in der Vorrede zu K. v. Dalbergs Betrachtungen über den Charakter Karls des Großen. 8. Frankf. 806.

gute Menschen seyn können, und noch weniger, daß sie es nicht seyn sollen.

Als Pipin der Kleine dem Pabste Zacharias die Frage vorlegte: ob der, der die Königliche Gewalt besitze, nicht auch des Titels werth sey? und dann in Gemäßheit der geschehenen Bejahung, seinen König Childerich des Thrones beraubte und in einem Kloster verschwinden ließ, — da gab es wohl unter den Franken Leute genug, wie es auch deren viele bey der Nachwelt gegeben hat, welche behaupteten, diese Handlung des Ministers gegen seinen Regenten sey eine Usurpation, und nach göttlichen und menschlichen Gesetzen eine strafwürdige Ungerechtigkeit. Es ist umsonst, daß man sich auf die geistige Nullität der Fürsten aus dem Merovingischen Stamme, auf die Verdienste, die sich Pipin und seine Väter, um das Frankenreich erworben, und auf die wohlthätigen Folgen dieser Revolution für die Menschheit berufe; denn man verliert sein Recht nicht, wenn man dessen unwürdig wird, und Verdienste geben keine Befugniß ungerecht zu seyn. Aber Pipin verstand den Ruf seines Verhängnisses und folgte ihm. Es war die Stunde der Merovingen gekommen, so wie sie allen irdischen

Dingen kommt. Das Reich der Franken mußte endlich seine feste Form annehmen, um die Bestimmung erfüllen zu können, die ihm in der Weltgeschichte zugedacht war. Seit mehr als hundert Jahren hatte sich die Katastrophe vorbereitet. Es war nothwendig, daß endlich einer erschien, durch dessen Muth sie erfolgte. Denn immer findet die Weltregierung zur rechten Zeit die Menschen, welche mit einem Schlage vollenden, was ihr Rath längst vorbedacht und eingeleitet hat.

Karl der Große war der Sohn dieses Pipins, und der Erbe des auf diesem Wege erworbenen Reichs. Ihm hatte das Schicksal einen erhabenen Beruf angewiesen, und mit Geist ward er von ihm gefaßt, und mit seltenem Muthe ausgeführt. Die Weltgeschichte kennt vielleicht mehrere, die ihm an der natürlichen Ausstattung glichen, durch welche große Dinge geschehen; aber nur wenige führt sie auf, deren Wirksamkeit in der Zeit so lange nachgeklungen, und für die geistige Kultur der Völker so tief und umfassend gewuchert hätte. Was von seinen Vätern vor ihm geschah, zeigte sich, nachdem er einmal aufgetreten war, nur als Vorbereitung auf ihn, und erhält seinen Sinn und seine

Entwicklung erst in ihm. Es war ihre Aufgabe, dem Manne die Bahn zu brechen, und einen Wirkungskreis zu bilden, der aus den Trümmern der durch die nordischen Völkerschwärme zerstöhrten und verwüsteten alten Welt eine neue schaffen, und in sie Licht, Recht, Ordnung und Bestand bringen sollte. Diese Schöpfung war nur dadurch möglich, daß Gallien, Teutschland und Italien von demselben Bande umschlungen, die Völker von Germanischem Stamme unter einem Haupte vereinigt, den Hunnen im Osten und den Saracenen im Westen feste Dämme vorgebaut, Kirche und Staat innig in einander verflochten, alles der Herrschaft eines neuen Gesetzes unterworfen, und dann unter dem Schutze solcher Macht die geistige Erziehung der Völker begonnen wurde. Dieses große Werk hat Karl unternommen: und indem er es dachte, ist sein Geist die Bewunderung, und indem er es ausführte, ist seine Kraft das Erstaunen aller Jahrhunderte geworden.

Selten ist ein Regent, der zu einer großen Bestimmung geweiht war, unter günstigern Umständen aufgetreten, als Karl. Sein Tagewerk bot sich ihm ungesucht dar, und mit ihm alle Mittel, um es glücklich und glorreich zu vollen-

den. Seitdem der Hausmajer Karl Martell die fränkische Monarchie wieder unter seiner Verwaltung vereinigt hatte, ward sie der mächtigste Staat der damaligen Welt: und nachdem er die Saracenen in der großen Schlacht bey Taurs (im J. 732.) fürchterlich gedemüthigt hatte, mußten die Völker glauben, daß den Franken nichts unmöglich sey. Jeder spätere Versuch ihrer Vasallen, sich ihres Joches zu entledigen, wurden siegreich nieder geschlagen; jedes alte Recht oder Unrecht behauptet; jeder verweigerte Tribut unerbittlich eingetrieben; jeder Krieg mit neuen Eroberungen geendigt. Der Staat war im mächtigen Zuge zu stets wachsender Größe. Und die Macht der Nachbarn konnte ihn in seinem Gange nicht hemmen. Wankend stand in Italien der Thron der ausgearteten und in Weichlichkeit versunkenen Longobarden; in träger Ruhe bewachten die Avaren, im Osten von Baiern, die in ihren Zügen gemachte reiche Beute; gegenseitige Eifersucht trennte die Kräfte der saracenischen Statthalter in Spanien; an allen Uebeln eines unheilbar verdorbenen Staats krankte das griechische Kaiserreich; der Bischof in Rom hatte sich, mit allen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln für politische Zwecke, den Franken ergeben; kein Volk war diesen an mili-

Staatliche Bibliothek Bamberg

tärischer Organisation und Tapferkeit gleich, und keines stand so hoch in der öffentlichen Meinung. Trat ein großer Mann an die Spitze dieses Volkes; so konnte ihn nichts hindern, alles um sich her sich zu unterwerfen.

So viel Kraft, und was gewöhnlich damit verbunden ist, so kühne Plane wir auch Karln zutrauen; so halten wir es doch nicht für erweislich, daß er gleich im Anfange seiner Laufbahn sich alles vorgesetzt, was er nachher ausgeführt hat, nämlich Frankreich, Italien und Teutschland unter sich zu vereinigen, und dann sein Werk durch die Annahme des römischen Kaisertitels zu krönen. Man thut gewöhnlich den Heroen in der Geschichte zu viel Ehre an, wenn man, auf ihren Gräbern stehend, die letzten und höchsten Resultate ihrer Thätigkeit ins Auge faßt, und dann ihr ganzes Leben als ein auf diese Resultate ausdrückliches angelegtes und mit künstlichem und unermüdbarem Fleiße durchgespieltes Drama betrachtet. Die wenigsten Menschen, wobey auch die begabtesten nicht ausgenommen sind, wissen, wie viel sie vermögen; das Vermögen tritt erst mit den Gelegenheiten hervor, die sich darbieten, um es zu zeigen. Je mehr man erlangt, je mehr wächst die Lust und der

Muth, noch weiter zu streben, und so kommt man oft, bis zu einem Punkte, den man im Anfange des Laufs selbst für unerreichbar oder gar für chimärisch gehalten hat. Auch liegt das Große des Charakters nicht nothwendig in der Größe des Zwecks; Geist und Kraft bewähren sich am meisten dadurch, daß wir die Umstände, die uns auf dem Wege begegnen, zu benützen wissen; und verstehen, ob sie uns berufen, weiter fort zu schreiten, oder uns mit dem zu begnügen, was sie uns bereits gewährt haben. In dieser Kunst war Karl einer der ausgezeichnetesten Meister aller Jahrhunderte; und er bedarf, wenn ihm die Virtuosität in ihr eingeräumt wird, keines Ruhmes weiter. Denn es kommt nicht darauf an, ob er sich den Zweck, den er erreichte, früher oder später gedacht hat, sondern auf den Grad des Genies, das er in dessen Erreichung entwickelte.

Mit einem auf hohe Dinge sinnenden Geiste, mit einem Gemüthe voll Ehrgeiz und Drang nach glänzenden Thaten, und mit einem ungestümmen Triebe, die Kraft zu erweisen, die er in sich fühlte, bestieg Karl den Thron. Die Eroberung von Aquitanien lehrte ihn die Reize des Waffenruhms und der Ländervermeh-

rung kennen. Desto lästiger mußte es ihm seyn, Frankenreich zwischen sich und seinem Bruder getheilt zu sehen. Was ließ sich an der Spitze seiner Gesammtheit ausführen? Karlmann starb nach einer kurzen Regierung, und Karl bestätigte den Verdacht, daß er an seinem Tode nicht unschuldig sey, indem er die beyden unmündigen Neffen, mit denen die erschrockene Mutter Gerberg über die Alpen flüchtete, von der Thronfolge ausschloß, und alles Land, das Pipin hinterlassen hatte, unter sich vereinigte. Dieses Faktum bedarf auf dem moralischen Standpunkte keiner Würdigung. Aber es war der erste Schritt zu Karls Macht, und die Bedingung alles Ausserordentlichen, was nachher durch ihn geschah. Erst mußte er alle Kräfte des durch seinen Vater gegründeten und befestigten Reiches sammeln, und seinem unbedingten Willen unterwerfen, wenn bewirkt werden sollte, was nur in ihrer Vereinigung möglich war. So erwuchs auf dem Grabe des armen, aufgeopferten Karlmann der Stamm der fränkischen Größe!

Im Besitze einer solchen Macht konnte ein junger, ehrgeiziger Monarch, voll innern Dranges, den Ueberfluß, der ihm geworden war, zu

benützen, zumal in einem Zeitalter und unter einem Volke, wo alles Verdienst und aller Ruhm nur in den Waffen lag, nicht unthätig bleiben. Er unternahm den Krieg gegen die Sachsen, der ihn nachher beynahe sein ganzes Leben hindurch beschäftigte. Auch in dieser Unternehmung war keine Absicht, die sie als Glied eines auf höhere Zwecke berechneten Planes darstellte. Man hat gesagt: Karl wollte, ehe er auf die Eroberung Italiens ausgieng, erst seinen Rücken sichern, und was noch im Norden Teutschlands von Germanischer Abkunft war, sich unterwerfen, um dann in seinen weitern Anschlägen weniger zu fehlen. Dieß war aber sicher nicht der Fall. Der Sachsenkrieg war nicht „muthwillig" *) unternommen, sondern durch die Umstände herbeygeführt. Schon früher hatte sich dieses Volk, den fränkischen Waffen unterliegend, verbindlich gemacht, einen jährlichen Tribut zu liefern, den es nun verweigerte. Deßgleichen wollten die Verträge, daß sie Boten des christlichen Glaubens unter sich duldeten, und ihrer Predigt freyen Lauf ließen; und diese schlugen sie tod, oder jagten sie von dannen. Da kam denn das leib-

---

(* S. K. Mannerts Kompend. der teutschen Reichsgeschichte. S. 58.

liche Interesse mit dem geistlichen zusammen, um Rache zu fordern: und es waren keine ungerechte Waffen, die zur Handhabung der Verträge ergriffen wurden. Die gesammte fränkische Geistlichkeit erhub ihre Stimme, und der Abbt Sturm von Fuld sprach auf dem Reichstage zu Worms so nachdrücklich in das Herz des religiösen Königs, daß er feige und gottlos hätte seyn müssen, wäre er nicht gegen „die teuflische Brut“ aufgestanden. Aber sehr verführerisch für einen jungen, unternehmenden Fürsten waren die Resultate des ersten Feldzuges gegen so ein unbändiges und tapferes Volk. Er nahm seine Hauptstadt Eresburg ein, zerstöhrte die Irmensäule, sah das Blut der sächsischen Götzenpriester zur Rache für die aufgeopferten Glaubensboten fließen, rückte bis an die Weser vor, und erhielt von den Widerspenstigen Geissel, als Bürgschaft ihrer Unterwerfung.

Auch der Krieg gegen die Longobarden war nicht Entwickelung eines lange vorher überdachten und große Absichten umfassenden Plans. Hatte Karl schon bey oder bald nach seiner Thronbesteigung den Gedanken, Italien zu unterjochen, und mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen; so konnte er nicht durch seine Ver-

mählung mit der Princessinn des Königs Desiderius ein so enges friedliches Verhältniß mit diesem anknüpfen. Auch achtete er nicht auf die Warnungen und Ermahnungen, durch welche der Pabst Stephan diese Verbindung zu hintertreiben suchte. Erst als Desiderius die Wittwe und die Kinder des Königs Karlmann, so wie die Großen des Reichs, die ihnen nachgefolgt waren, in seinen Schutz aufnahm, und deutlich genug sein Mißfallen über daß Schicksal dieser Familie zu erkennen gab, ward der Eidam über den Schwiegervater entrüstet, und er schickte ihm die unschuldige Sibylle wieder nach Hause. So erfolgte der Bruch zwischen den beyden Königen. Desider erklärte sich nun öffentlich für die von ihrem Rechte verdrängten Prinzen, und forderte von dem Pabste ihre Salbung; Karl aber zog über die Alpen, und machte dem Reiche der Longobarden, unter auffallender Gunst des Glücks, ein Ende. Dieß geschah im Jahre sieben hundert und vier und siebenzig. Damit war der Grund seiner künftigen Macht gelegt. Auch mußte so ein glänzender Erfolg das Verlangen nach noch größern Vortheilen mächtig erregen. Denn es verhält sich mit der Eroberungslust, wie mit jeder andern Lust: ihre Unersättlichkeit steigt mit der Befriedigung.

Die beleidigte Eitelkeit und der Trotz seiner Nachbarn ließ es ihm an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Die, welche das Verhängniß dazu bestimmt hatte, durch ihren Besitzthum seine Macht zu vermehren, fiengen immer damit an, seinen Zorn zu reizen, und endigten mit ihrem Untergange. Da die Herzoge von Friaul, Spaleto und Benevent Bewegungen machten, sich seiner Herrschaft zu entziehen, und den flüchtigen longobarischen Prinzen Adalgisus wieder auf den väterlichen Thron zu setzen, mußte er ja wohl sich zur Behauptung seiner eroberten Länder uud Rechte erheben. Auch war es eine dringende Forderung der Politik, sich in die Händel der in Spanien sitzenden Saracenen zu mischen, da noch kein halbes Jahrhundert verflossen war, seitdem dieses Volk das fränkische Reich mit seinem gänzlichen Untergang bedroht hatte. Ueberdieß bot sich die Gelegenheit so ungesucht dar; der König Ibenalabri von Saragossa war selbst zu Karln nach Paderborn gekommen, um seinen Schutz anzuflehen. — Thassilo von Baiern erregt durch sein Schicksal noch immer unser Mitleiden: aber hatte er nicht durch seine Anhänglichkeit an die longobardische Parthie und durch den verletzten Lehnseyd sich in offenen Kriegsstand gegen den König ge-

setzt? Und hatte er durch seinen Starrsinn die Sache nicht so weit getrieben, daß der Macht gegen ihn alles erlaubt schien? — Die Avaren hatten ihm Hülfe zugesagt und geleistet, und so war es billig, daß auch sie die Verfolgung des Siegers traf. So sah man in jener Zeit bestätigt, was früher und später die Weltgeschichte oft gelehrt hat, daß nämlich der Glanz und Ruhm der Helden ihren größten Zuwachs nicht selten durch die an Verstockung gränzende Ungelehrigkeit derjenigen erhalten, an denen die Kraft ihres Geistes und die Stärke ihres Arms sich erweist.

Es ist nicht zu läugnen, daß in allen diesen Feinden, die sich erhuben, um Karls wachsender Macht ihre Gränze zu setzen, viel Zutrauen zu sich selbst und zu ihrer Sache war. Der Schrecken, der so glückliche Erfolge erregen konnte, hatte sie nicht ergriffen. Und doch stand unter ihnen kein Held auf, dessen Namen die Geschichte mit Auszeichnung auf die Nachwelt gebracht hätte: und keines dieser Völker hat in seinen Niederlagen die Achtung für seine Tapferkeit gerettet. Durch seinen scharfen Blick, seine leichte Bewegbarkeit, seine zweckmäßigen militärischen Maaßregeln, und durch die Ueberzahl,

die ihm der Heerbann gewährte, schlug Karl immer schnell und unfehlbar jeden Widerstand nieder. Als er einmal die Alpen erstiegen hatte, hielten sich die Longobarden, von Angst und Furcht gejagt, nicht mehr im freyen Felde; alles rettete sich in die Städte, um dann dem siegenden Feinde ihre Thore zu öffnen. Mit Thassilo kam es gar nicht zu Feindseligkeiten. Gegen die andern Herzoge bedurfte es nur militärischer Märsche. Auch im Kriege gegen die Avaren führte ihn der erste Feldzug von Regensburg bis an den Raabfluß. Der gegen die Sarazenen ward gleichfalls in einem Feldzuge entschieden. Die Unternehmung gegen Gottrich, den König der Normänner, endigte sich, nach dessen Tod, mit einem vortheilhaften Vergleiche. Karl besaß, wie man sieht, das Geheimniß, in kurzen und entscheidenden Kriegen seinen Willen geltend zu machen. Aber dieß Geheimniß liegt immer in der Untüchtigkeit und Schwäche der Feinde.

Eine rühmliche Ausnahme von allen diesen Besiegten machten jedoch die Sachsen — die Nachkömmlinge der alten Cherusker, die unter Heermann die Legionen des Varus vertilgt, arm und wild wie diese, aber auch kühn, tapfer

und erfüllt von Liebe zur Freyheit und dem Vaterlande, wie sie. Durch ihren hartnäckigen Widerstand kamen erst die großen und glänzenden Parthien in Karls Heldenleben; auch mochten die Franken sich dieses ihres Königs rühmen, die Sachsen setzten ihm ihren Wittekind entgegen, der, wenn man die gegenseitigen Hülfsmittel und die im Charakter des Menschen liegende Macht miteinander vergleicht, als Kriegsmann gewiß höher steht, denn jener. Gewöhnlich siegte im Felde der Franke durch seine höhere Kultur, seine bessere Rüstung und seine Ueberzahl; aber immer blieb dem Sachsen sein Muth und sein fester Wille. Kein Erfolg des Sieges war bleibend. Sobald die fränkische Hauptmacht abgezogen war, stand der Sachse wieder auf, zerstörte die Festungen, tödtete die Priester, und streifte, raubend und verheerend, tief ins feindliche Gebiet. Auch in der offenen Feldschlacht wirkte sein Schwerdt fürchterlich in den Reihen der Feinde, und nie wandte er um, als über die Leichname der verhaßten Franken. Karl ließ kein Mittel unversucht, um hier durch List und dort durch Schrecken, auszurichten, was Waffengewalt allein nicht vermochte. Aber nichts ist schwerer, als eine Leidenschaft zu vernichten, die ein ganzes Volk ergriffen hat. Es bedurfte

zwanzig Feldzüge, um diese tapfere Nation zu zähmen. Auch kam man nur dadurch mit ihr zu Ende, daß man ihre Unterwerfung an mildere Bedingungen knüpfte. Was kriegerische Kunst und Grausamkeit nicht zu bewerkstelligen vermochten, gelang endlich der Politik.

Wenn man auch nicht sagen kann, daß Karl von blinder Eroberungssucht getrieben, seine Kriege ohne Ursache anfieng; so lastet doch dadurch eine schwere Schuld auf seinem Charakter, daß er die Vortheile, die ihm die Waffen darboten, mit der rücksichtlosesten Selbstsucht benützte, und das Recht des Kriegs so weit ausdehnte, als es je von dem rohsten Barbaren ausgedehnt seyn mochte. Er begnügte sich nicht damit, Kontributionen, oder Länderabtretungen von seinen Feinden zu fordern: wer von dem Siege ihm in die Hände gegeben war, wurde unerbittlich vernichtet, und alles Besitzthums und aller Regierungsrechte entsetzt. Es war Grundsatz, daß alles Land sein Eigenthum blieb, das einmal sein Fuß betreten hatte. So setzte er die Westgränze seiner Monarchie bis an den Ebro und die Ostgränze bis an die Raab, so weit nemlich seine Waffen gedrungen waren; der gesammte Staat der Longobarden und das

von Thassilo verscherzte Bojarien wurde dem Frankenreiche einverleibt; die Sachsen sollten Unterthanen ihres Bezwingers seyn, und viele in ihrem Lande erbauten Festungen bewiesen ihnen das Uebergewicht der fremden Gewalt. Gegen die entthronten Regenten ward mit Härte, oder gar mit Grausamkeit gehandelt: hatten die Lehnsleute ihren Eyd verletzt; so ließ man der Gerechtigkeit ihren Lauf. Desiderius und Thassilo wurden zu ewiger klösterlicher Gefangenschaft verdammt, was der letztere noch als einen Akt der königlichen Begnadigung achten mußte; Herzog Rodgaud von Friaul starb durch die Hand des Henkers. Auch im Laufe des Krieges erlaubte man sich, um Schrecken zu erregen, und dem nach Rache dürstenden Herzen Luft zu machen, ähnliche Maaßregeln. Es wurden einst an einem Tage 4500 Sachsen als Aufrührer hingerichtet.

Wenn Karl auf solche Weise vieles erworben hat, dessen Eroberung nicht in seinen Planen lag, bleibt seinem Verstande doch das Verdienst, das die durch die Erfolge von Bewunderung ergriffene Historiker ihm bisher zuerkannt haben. Denn selten erwerben die klügsten Köpfe gerade das, was sie sich vorsetzen, oder worauf

sie ihre Maschinen anlegen. Sie werden es nur zu oft inne, daß die Macht des Menschen nur im Denken liege, das Lenken aber von einer andern Macht abhänge, die durchaus kein menschliches Gesetz annimmt. Die Vortheile die diese Macht dem Menschen darbietet, zu verstehen, zu ergreifen und zu benützen, das ist gewöhnlich der Triumph der Klugheit, und diesen Triumph müssen wir dem Eroberer Karl in seinem höchsten Glanze zuerkennen. Das Glück reichte ihm keine seiner Gaben umsonst, und jeder seiner Einladungen kam er gierig entgegen. Es mochte ihm auch nur den Saum eines Gutes darbieten, er ergriff es sogleich in seinem ganzen Umfang, und er verschmähte kein Mittel, was ihn in dessen Besitz setzen konnte, ohne Zweifel in der Erinnerung, daß der Glückliche nie in Verlegenheit kömmt, wenn von einer Rechtfertigung seines Betragens die Rede ist. Dabey konnte sich Karl, nach dem Geiste seiner Zeit und nach dem Charakter seiner von tiefer moralischer Verderbniß befangenen Nation vieles erlauben, was unseren itzigen Begriffen von Ehre und Recht widerstritte. Der Krieg war nichts anders, als Raub im Großen; der Ueberwundene hatte alles verlohren, wenn der Sieger wollte, selbst sein Leben: und wenn sein Blut auf Befehl des Ueberwinders floß; so geschah

ihm nichts weiter, als was er selbst anerkannt hatte, als er die Waffen ergriff. Nur muß man nicht behaupten, daß jemand über sein Zeitalter erhaben sey, so lange er sich nicht gerade in dem, was den Menschen einzig adelt, nämlich in der Empfindung der Gerechtigkeit und der Güte über dasselbe erhebt. —

Durch diese Kunst, die Gaben des Glücks zu benützen, und seine Winke mit Muth und und freyem Geiste zu befolgen, ward Karl der mächtigste Monarch seiner Zeit. Als er die Regierung des väterlichen Erbes antrat, umschrieb dasselbe, schon ansehnlich genug, blos den größten Theil Frankreichs und den Süden von Teutschland. Aber am Abend seines Lebens reichte sein Gebiet vom Raabfluß in Ungarn bis zum Ebro in Spanien, und von der Eider, welche bis zu unsern Tagen, die Gränze zwischen Teutschland und Dänemark geblieben ist, bis an die Tiber; und alles Land, was zwischen diesen Punkten mitten inne lag, war ihm unmittelbar unterthan. Sein Zeitalter bewunderte den Helden, der so viel zu erwerben, und den Regenten, der so viel zu erhalten vermochte. Es kamen Gesandte von den fernsten Völkern, aus

Persien, Mauritanien und Palästina, um seiner Größe zu huldigen, und seine Weisheit, ohne die man solches Glück nicht für möglich hält, zu ehren. Die Nationen trugen schweigend sein Joch, weil er, wenn Gott nicht mit ihm war, nicht mit dieser unwiderstehlichen Macht auf sein Zeitalter wirken konnte; und wer ihm auch übel wollte, mußte vor ihm verstummen, seitdem es aller Welt offenbar geworden, daß der Sieg an seine Fahnen gebannt war.

Nachdem Karl sich die Mittelländer des europäischen Kontinents so siegreich unterworfen, und jede ihm widerstrebende Macht so glücklich gebrochen hatte; war es in der natürlichen Ordnung des menschlichen Handelns, daß er auch einen dieser Größe würdigen Namen suchte, und auch im äussern Ansehen die Stufe von Glanz und Herrschaft erstieg, wozu sein Ruhm und seine Besitzungen ihn berechtigten. Dazu bot sich ihm auf eine ungesuchte Weise die Würde eines Römischen Kaisers dar, die seit dem Jahre 476 im Occident erloschen war. Die Sache hatte keine erheblichen Schwierigkeiten. Zwar blühte diese Würde noch in Konstantinopel fort, und man mußte, sollte sie im Abendlande wieder erweckt werden, den dortigen Hof der Hoheit über

Rom entsetzen, in deren Besitz er sich bisher noch immer erhalten hatte. Aber die Griechen waren zu unmächtig, als daß sie hätten verhindern können, was in diesen Gegenden ihrem Interesse zuwider verfügt ward. Von Seiten des Papstes war auf die thätigste Förderung des Unternehmens zu rechnen. Das Wohl der Kirche forderte dringend, dem mächtigsten Monarchen der Christenheit bey jeder Gelegenheit zu beweisen, wie treu und hold ihm die Kirche sey; und Karl hatte sich immer als einen ihrer frommsten und dankbarsten Söhne bewährt. Wie viel konnte der Pabst von ihm erwarten, der selbst die Freygebigkeit seiner Voreltern gegen die römische Kirche noch übertroffen hatte? Er war gerade so nahe und gerade so weit hinweg, um in Nothfällen helfen zu können, und doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu seyn. Die Bischöfe zu Rom hatten bisher bey vielen innerlichen Unruhen empfunden, welch' ein Unglück es sey, daß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen, und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne: sie selbst waren dazu nicht stark genug; noch schwächer war die von Konstantinopel erwartete Hülfe. Schien nicht viel gewonnen zu seyn, unter dem Schutze der Waffen Karls die Ruhe und den blühendsten

Zustand Roms wieder hergestellt zu sehen? *) Den Völkern des Frankenreichs konnte diese neue Verherrlichung ihres Regenten nicht misfallen; der Ruhm der Könige verbreitet sich ja auch auf ihre Unterthanen. Was die Barbaren dazu sagen mochten, konnte ihm, der sie alle gedemüthigt hatte, gleichgültig seyn. „Wer mochte es auch dem Helden, der alle jene Völker, von welchen Roms Macht einst gebrochen worden, bezähmt, und eben so vielen kriegerischen Nationen rings umher ihre Gränze gesteckt hatte, verübeln, wenn er das alte Kaiserthum in die teutschen Wälder verpflanzte. **)

Auch dieser Schritt Karls zu neuer Größe und Herrlichkeit wurde, wie alles, was im menschlichen Leben gelingen soll, durch zufällige Umstände, ausnehmend gefördert und erleichtert. Als nach Hadrians Tod Leo III. die bischöfliche Würde in Rom erlangte, stand eine mächtige Parthie ihm gegen über, die seine Erhöhung mißbilligte, und mit Heftigkeit an seinem Sturze

*) S. L. T. Spittlers Grundriß der christlichen Kirchengeschichte. S. 187.

**) S. J. C. Pfisters Geschichte von Schwaben. 1. S. 159.

arbeitete. Wo hätte er einen stärkern Schutz finden können, als in dem gefürchteten Könige der Franken? Er schickte demselben deßhalb sogleich nach seiner Wahl die Schlüssel zu dem Grabe des heiligen Petrus und die römische Stadtfahne, und lud ihn ein, die Huldigung der Bürgerschaft von Rom anzunehmen. Karl empfieng mit Zufriedenheit jene Insignien der römischen Oberherrschaft; aber er hielt es noch nicht für räthlich, sich in den Besitz der Sache zu setzen, die sie andeuteten. Bald kam neue Botschaft von Rom, daß Leo bey einer Prozession von seinen Feinden angefallen und aufs frevelntlichste mishandelt worden, und nur mit Mühe sein Leben gerettet habe. Der Pabst erschien selbst an dem Hoflager des Königs zu Paderborn (im J. 799.), um ihn um Schutz und Hülfe anzuflehen. Hier scheint Karls Plan seine Reife erlangt zu haben. Seine Ausführung erfüllte Leo's heisseste Wünsche. Einige Bischöfe und Grafen, zur Untersuchung seiner Beschwerden bevollmächtigt, giengen mit ihm nach Rom zurück. Bald folgte ihnen der König selbst nach. Leo wurde, nach abgeschwornem Reinigungseide, in einem in der Peterskirche gehaltenen feyerlichen Gerichte, von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen frey gesprochen, seine Wider-

sacher aber verbannt. Zehn Tage später fiel das Weihnachtfest (im J. 800.) ein. Leo wartete des Gottesdienstes. Karl lag vor dem Altare, in tiefer Andacht, auf den Knieen. Plötzlich ergriff der Bischof eine Krone, setzte sie auf das Haupt des Königes, und sprach mit lauter Stimme: Vivat Carolus Imperator Augustus! Frohlockend wiederholte die versammelte Volksmenge das Wort der Weihe. — So kam die römische Kaiserwürde auf die Teutschen!

Die Sache sollte das Ansehen haben, als hätte Karl die Krone durch Ueberraschung erhalten. Eginhard berichtet: der König habe diese ihm wiederfahrne Ehre so mißliebig aufgenommen, *) daß er versichert, er würde, ob es gleich das Christfest gewesen, an diesem Tage den Gottesdienst nicht besucht haben, wenn er voraus gewußt hätte, was ihm in demselben zu Theil würde. Indessen hat diese Darstellung eines Geschichtschreibers, der mehr als irgend einer über seinen Stoff unterrichtet seyn konnte, von jeher wenig Glauben gefunden; wie denn auch die römische Krone aus den Planen und Handlungen Karls so natürlich hervorgeht, daß

*) Aegre tulit. —

man sich Zwang anthun müßte, wenn man annehmen wollte, sie sey durch den Zufall in diesen so verständig angelegten Zusammenhang von Umständen eingeschoben worden. Indessen ward ihr Glanz freylich vermehrt, auf einem Haupte, das bescheiden sie nicht gesucht, sondern dem sie recht eigentlich zugedrungen war. Auch war an diese Krone ein so eminenter Vorrang geknüpft, und es hiengen an ihr so große Erinnerungen, daß auch der mächtigste Monarch noch immer anmaßend erscheinen konnte, wenn er nach ihr griff. Ueberdieß konnte nun niemand sagen, daß Karl ihrer unwürdig sey, und niemand durfte es wagen, sie ihm streitig zu machen, da er sie unter Umständen und aus einer Hand empfieng, die deutlich zu erkennen gaben, Gott habe sie ihm selbst auf sein Haupt gesetzt.

Es scheint noch um so sonderbarer, daß Karl gegen seinen Willen die Kaiserkrone des Occidents angenommen haben soll, da er, wie wir wissen, kaum in ihren Besitz gekommen war, als er sein Auge schon auch auf die Kaiserkrone des Orients richtete. Welch' ein stolzer Gedanke, den Osten und den Westen unter sich zu vereinigen, und so das Reich der alten Imperatoren in seiner Gesamtheit wieder herzustellen! Mit den Waf-

fen war ein solcher kolossaler Plan, wegen der geographischen Schwierigkeiten, nicht auszuführen, obwohl einige Jahre früher, im Kriege gegen die Avaren, v. Karln mit seinen Vertrauten erwogen ward, ob sich nicht längs der Donau ein Weg nach Konstantinopel finden ließe? Dagegen waren die Umstände sehr günstig, um durch politische Operationen zu erlangen, was die Gewalt nicht vermochte. Bald nachdem Leo die bischöfliche Würde in Rom erlangt hatte, schwung sich Irene, die Wittwe des Kaisers Leo IV. auf den Thron von Konstantinopel. Mit Verläugnung der natürlichen Muttergefühle hatte sie ihren Sohn Konstantin zur Gefangenschaft und Blindheit verdammt, und ihre hohe und geübte Staatsklugheit vermochte nicht, die Eindrücke auszulöschen, die ein solches Verbrechen auf edlere Gemüther machte. Sie hatte deshalb zu viel für die innere Ruhe ihres Reiches zu sorgen, als daß sie ihre durch die Erscheinung eines neuen occidentalischen Kaisers verletzten Rechte in Rom vertheidigen konnte. Eine von ihr nach Teutschland abgeordnete Gesandtschaft sollte die Mißhelligkeit auf dem Wege der Unterhandlung schlichten. Aber Karl hatte ein noch engeres Band im Sinne. Er wollte sich mit Irenen

vermählen, und so beyde Kronen auf seinem Haupte vereinigen. Der Schritt schien auch seinem Herzen kein Opfer zu kosten. Er, für die Reize der Weiber in so hohem Grade empfänglich, erwarb mit der Krone eine der berühmtesten Schönheiten der damaligen Zeit. Er sandte den Bischof von Amiens und den Grafen von Helmgaud ab, um alles beyzulegen, was unter den Griechen und den Franken zwistig war, und dann um die Hand der schönen Kaiserinn zu werben. Aber es stand im Buche des Schicksals — das denen, die nach der allgemeinen Weltherrschaft streben, sehr selten hold ist, — geschrieben, daß der kühnste und stolzeste seiner Anschläge mißlingen sollte. Irene ward von Nicephorus vom Throne gestürzt, in demselben Augenblicke, in dem Karls Hoffnungen ihre Krone zu erhalten schienen. Der Rächer ihrer grausamen Usurpation ward Meister des morgenländischen Kaiserthums, und es war eine seiner ersten Regentenhandlungen, daß er die Krönung, die durch den Bischof von Rom geschehen war, für nichtig erklärte. Karl ward genöthigt, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Aber der Kaiser Michael, der dem Nicephorus nachfolgte, anerkannte die abendländische Kaiserwürde, und ein Vertrag bestimmte die beyderseitigen Gränzen, die noch einen großen Theil des

südlichen Italiens dem griechischen Reiche zuschieden. Karl mußte anerkennen, daß der Macht nicht alles erreichbar sey, was Ehrgeiz und stolzen Muth ersinnen.

Der Sinn der Eroberer steht gewöhnlich auf unumschränkte Gewalt. Denn je kräftiger die Natur ist, je weniger erträgt sie ein ihre Thätigkeit hemmendes Gesetz, und wer im Erwerben sich an die Maaßregeln der zwingenden Gewalt gewöhnt, und ihre Wirksamkeit vorgesetzter Zwecke unaufhörlich erfahren hat, entschlägt sich ihrer schwerlich in der Verwaltung des Erworbenen. Darum sind die Unterthanen der heroischen Könige in der Regel nicht die freysten, und herkommliche Verfassungen und urkundliches Recht haben unter Regenten von Energie und Selbstthätigkeit immer nur eine wankende Bürgschaft. Auch Karls Regentenleben, in so ferne es die innern Staatsgeschäfte betraf, giebt hiervon die Bestätigung.

Die Verfassung des von dem Vater auf ihn übergangenen Frankenreichs, das er immer scharf von seinen eroberten Staaten unterschied, und als den Centralkörper der gesammten Monarchie betrachtete, erhielt durch ihn einen neuen Charak-

ter, berechnet auf die Möglichkeit, daß durch einen Geist das Ganze umspannt, und durch einen Willen gelenkt werde. Die alten großen Herzogthümer, welche gleichsam Staaten im Staate bildeten, und durch die Macht die ihre Innhaber besassen, dem Regenten oft gefährlich und immer lästig waren, wurden nach und nach abgeschafft. Alles sollte in reiner Einheit zusammen klingen, die durch das Lehnwesen zersplitterten Kräfte der öffentlichen Gewalt koncentrirt, die Macht der Aristokratie zerbrochen werden. Zu diesem Ende wurde der Staat in viele kleinere Bezirke zertheilt, und die Verwaltung derselben den Grafen anvertraut. Aber auch diese handelten unter genauer Kontrolle; nicht nur hatten die Bischöfe konkurrente Gerichtsbarkeit mit ihnen, sie waren sogar in gewissem Sinne ihre Aufseher. Ueber beyde aber wachten die königlichen Sendgrafen (Missi dominici) welche, an keinen lokalen Wirkungskreis geheftet, von Gau zu Gau reisten, und die Pflichterfüllung der geistlichen und weltlichen Ortsbeamten untersuchten. Der Unterschied der Stände verschwand immer mehr in dem unbedingten Gehorsam, der auf gleiche Weise von allen Klassen der Unterthanen gefordert ward. Bey den Nationalversammlungen hatte das Volk keine Stimme weiter. Man

vernahm bloß das Gutachten der Bischöfe und der Vornehmen vom Laienstande, die als Stellvertreter des großen Haufens betrachtet wurden. Und auch deren Gutachten hörte man nur, um eine herkömmliche Form aufrecht zu erhalten. Gegen die Meynung des Königs durfte und konnte es nie seyn. Das alte Gesetz, das alle Landeigenthümer zum Kriege verpflichtete, wurde beybehalten; aber es erhielt nähere Bestimmungen; die kleinern Besitzer traten zu fünfen und sechsen zusammen, um mit einander einen Mann auszurüsten; die ganze Kriegsverfassung gewann einen raschern und kräftigern Charakter; strenge Strafen trafen die Unbotmäßigen und Saumseligen, der Tod den Flüchtigen; auf das Gebot des Königes sprangen Armeen aus der Erde hervor. — So ward die fränkische Monarchie ein künstlicher Organismus, in allen seinen Theilen bewegt und gelenkt, durch den Willen des Kaisers. Ueberall war er zugegen, durch seine Stellvertreter. Jede Kraft des Staats ward von ihm geweckt, und jede stand ihm zu Gebote.

Aber die Herstellung dieses avtokratischen Systems erfolgte nicht in revolutionärer Manier, oder mit einer dem Geiste der Nationen trotzenden Gewalt. Mit weiser Mäßigung ward alles

Schrittweise vorbereitet, daß es von selbst zu entstehen schien, und in vielem die alte Form, an der die Menschen gewöhnlich am meisten hängen, beybehalten, während die Sache untergieng. Die Herzogthümer wurden nicht mit einem Schlage durch ein königliches Dekret aufgehoben; es verschwand eines nach dem andern, wie die Umstände es fügten, und immer ließ man die Schuld davon auf die Innhaber fallen. Die Versammlungen der Vornehmsten des Reichs hatten, nach der alten Weise, regelmäßig des Jahrs zweymal, zuweilen noch öfter statt. Nichts geschah ohne Vorwissen und Beyrath der Stände; keine Kriege wurden ohne sie unternommen, kein Gesetz gegeben oder aufgehoben, kein Verbrecher aus ihrer Klasse gerichtet, keine Abgabe ohne ihre Bewilligung erhoben. Zwar geschah immer, was Karl wollte; aber er erklärte durch jede Reichsversammlung, daß er alles nur wolle, auf dem Wege der Verfassung, und daß er die Begriffe der Franken von der wohlerworbenen väterlichen Freyheit achte. Auch den überwundenen Völkern wurde dieselbe Schonung bewiesen. Die Verbrüderung mit den Franken sollte durch Antastung ihrer Gesetze und alten Gebräuche ihnen nicht verhaßt gemacht, und alles vermieden werden, wodurch dieselbe als eine Unterjochung hätte

erscheinen können. Den Longobarden ließ man ihre hergebrachte Verfassung ungekränkt; nur ward das bisherige Wahlreich ein Erbreich, und für immer blieb die Krone einem Franken. Den Sachsen dagegen wurde das Christenthum sammt der Zehendabgabe aufgedrungen; aber alles übrige bildete sich unter ihnen mit Rücksicht auf das Herkommen und das bestehende Recht. „Sie sollten, wie bisher, den väterlichen Gesetzen folgen und die Ehre der Freyheit genießen." *) Diese Mäßigung ist ein herrlicher Beweis von Karls hellem Verstande und von seinem festen Charakter. Aus ihr ist ersichtlich, daß er zur Erkenntniß gekommen war, wie sicherer und besser regiert wird, durch die Meinung, als durch Befehle, und daß das Gefühl seiner Kraft und sein ihm immer treues Glück ihn nicht verleiten konnten, den Reitzungen der im Uebermuthe sich gefallenden Herrschsucht zu folgen, oder die Menschen, die ihm unterthan waren, gering zu achten. Deßhalb sagt Johannes Müller **) von ihm: „Er sey weniger groß, weil er den

*) Legibus uti patriis et libertatis honore — sagt ein Zeitgenosse.

**) Geschichte der Eidgenoss. 1. S. 194.

wankenden Thron der Longobarden gestürzt, und endlich die Sachsen ermüdet, als, weil er bey so besonderer Geisteskraft in den Schranken der Verfassung blieb, und fast ein halbes Jahrhundert, ohne eigene Soldaten, ohne willkührliche Auflagen, in den Gesetzen seines Volks, und nach dem Rathe seiner geistlichen und weltlichen Herrn, so thätig und so glorreich regiert."

Bey dieser schonenden Rücksicht auf die Formen des bürgerlichen Lebens kann es sonderbar scheinen, daß Karl in Ansehung der geistlichen Verhältnisse der herrschenden Meynung nicht nur keine Nachsicht angedeihen ließ, sondern im Gegentheil sie oft selbst durch grausame Mittel zu stürzen, und den Völkern den Glauben von Rom aufzudringen suchte. In der That thut es wehe, zu sehen, wie ein Regent von so großen Eigenschaften, als der erste in der Geschichte erscheint, der das Evangelium, das nur durch seine eigene innere Kraft sich den Herzen der Menschen nähern will, mit den Waffen in der Hand predigt, und wie er sich entschlossen erklärt, die armen Sachsen lieber mit Feuer und Schwerdt gänzlich zu vertilgen und auszurotten, als zu dulden, daß sie noch ferner die Götter anbeten, die so lange die Freyheit ihes Landes geschützt haben, und

deren Dienst ihnen nicht den zehnten Theil ihres Gütterertrags kostete, wie die Messe des christlichen Priesters. — Aber wenn man bedenkt, daß Karl mit inniger Ueberzeugung dem Glauben zugethan war, der damals für christliche Religion galt, und daß es nach ihm beynahe einer Reihe von tausend Jahren bedurfte, bis der Grundsatz von der Duldung der Unglaubigen mit einiger Allgemeinheit anerkannt wurde; so muß man zugeben, Theils, daß sein Eifer in der Verbreitung des Christenthums nicht erheuchelt war, Theils, daß er mit demselben einer Meynung folgte, die ihm der Geist seiner Zeit aufgedrungen hatte. Er meynte, er leiste Gott einen Dienst damit. Und werden denn Waffen von zweydeutigem Charakter nicht offenbar gerecht, wenn man sie nicht bloß für zeitliche Interessen, sondern auch für die Sache des Himmels führt? Oder wie kann man manches Böse, dessen das schwache Herz schuldig geworden, gültiger versöhnen, als wenn man sich der ganzen Gewalt, die Gott gegeben, dazu bedient, das Reich des Teufels zu zerstöhren? — Dabey war die Sache sehr dienlich für Karls Politik; und wer mag wissen, wieviel die leisen Einflüsterungen derselben beygetragen haben mochten, um ihn zu täuschen? So lange die Sachsen keine Christen wa-

ren, konnte man ihre Gesammtheit für keinen festen und sichern Bestandtheil der Staaten ansehen, die miteinander das große Frankenreich bildeten. Auch konnte man sich ihrer Treue nicht mehr versichern, als dadurch, daß man Bischöfe unter ihnen ansetzte, welche, nach der Weise jener Zeit, die Völker nicht nur an unsichtbaren, sondern auch an sichtbaren Banden hielten. Ueberdieß konnte nur durch den Sturz ihres Gottesdienstes der Lieblingsgedanke Karls, nämlich die geistige Kultur der ihm anvertrauten Nationen, an ihnen vollzogen werden. Das Christenthum bahnte ihnen nicht blos den Weg zum Himmel; es konnte zugleich das Element und das trefflichste Mittel ihrer Bildung für die Erde werden: und daß es, bey aller Rohheit seiner Anfänge, das eine und das andere in der That geworden ist, davon zeugt laut zu Karls Ruhme, ohne jedoch zur Rechtfertigung seiner ewig verdammlichen Bekehrungsmaaßregeln, die Geschichte des teutschen Nordens.

Diese Liebe, mit der Karl für die intellektuelle Bildung seiner Völker sorgte, spricht mehr, als sonst etwas für den höhern Adel seiner geistigen Natur. Er war weder bloser Kriegsmann, noch bloser Politiker — und wir wissen, daß auch in

erleuchtetern Zeiten ausgezeichnete Männer, sich mit der streng geschlossenen Sphäre des einen und des andern begnügt haben. Er fühlte, daß sich an dem Menschen noch ein höherer Ruhm erlangen lasse, als der, den seine Unterjochung gewährt, und daß in ihm noch ein höheres, der Pflicht der Regenten obliegendes Bedürfniß sey, als das tägliche Brod. Er war darum den größten Helden aller Zeiten gleich, „denen, nach Jean Paul, die Natur gleichsam als einen Wundbalsam für verblutete Völker, Liebe und Eifer für die Wissenschaften auf die verheerende Laufbahn mitgegeben hat, so wie Apollo neben den Pestpfeilen, auch die Lyra und die Musen tönen läßt.“ Zur Erweckung dieser Liebe war ihm der Geist seiner Zeit und seines Volkes durchaus ungünstig; sie kam, wie es scheint, von selbst aus seinem Gemüthe hervor, und aus der Ahnung des höhern Lichtes, welche die Natur in ihn gelegt hatte. Die Weisheit der alten Welt, die Geschichten der Vorzeit, was Philosophen und Gesetzgeber erdacht und ausgeführt, der tiefere Blick in die Natur, die Sprachen seiner Völker — das war seine liebste Erholung und sein Studium; und in seinen Lagern und in der Stille seiner Meyerhöfe lag er der Betrachtung dieser Gegegenstände ob. Ein schöner

Kreis gelehrter Männer, unter denen die Eginharde, Richulfe und Angiberte hervor glänzten, umgab den großen Mann, und bildete eine Art von Akademie um ihn her. Selbst seine Hofdamen beschäftigten sich mit den Wissenschaften. Der Kaiser galt für einen der kenntnißreichsten Männer unter den Franken.

Dieser Sinn für intellektuelle Bildung konnte nicht vorhanden seyn, ohne daß er auf Mittheilung und Ausbreitung strebte. Karl empfieng durch ihn den Beruf, seine Völker der bisherigen Barbarey zu entreissen, und ihnen zu dem reinen und hellen Lichte der Erkenntniß und Aufklärung zu verhelfen, das sie größtentheils noch entbehrten. So kam ein hoher Sinn in sein Leben, — die Erziehung derjenigen, welche der Muth der Väter und sein Schwert ihm unterworfen hatte. Unermüdet arbeitete er, unter der Mitwirkung seines Alkuins, in diesem schönen und würdigen Berufe. Die Geistlichen wurden durch Gesetze und Aufsicht angehalten, ihre eigentliche Bestimmung zu erfüllen, welche nicht in mechanischem Kirchendienste, sondern in der Unterweisung, Entwickelung und Erziehung des Volks für das höhere Leben besteht. Jeder Bischofssitz erhielt seine Stiftsschule, in der die

Sprachen und Wissenschaften in strengerer Form gelehrt wurden. Auch an den Klöstern entstanden Unterrichtsanstalten, die zum Theil zu großer Frequenz sie erhuben. Selbst die Herzoge und Grafen mußten ihre Söhne in diese Institute schicken. Reichenau war die Ritterakademie jener Zeit. Man suchte die großen Schriftsteller Griechenlands und Roms hervor, und beachtete ihre musterhafte Schönheit. Es wurden Bibliotheken angelegt. Die Mönche sammelten und kopirten die Denkmahle des frühern teutschen Witzes. Ueberall erwachte ein reges Streben für Aufklärung und Wissenschaft, erregt und genährt durch den rastlosen Eifer des Kaisers. So wurde es immer heller in den Wäldern Deutschlands. Die Kultur nahm einen kräftigen und raschen Schwung. Was auch später absichtlich unternommen wurde, oder zufällig erfolgte; um sie zu hemmen, so konnte doch Karls Werk nicht mehr gänzlich vertilgt werden. Die ganze folgende Bildungsgeschichte der abendländischen Nationen ist eine unterbrochene Fortsetzung des von ihm gemachten Anfangs.

So sehr das Große im Leben und in der Wissenschaft seine Kräfte anzog und beschäfftigte; so verschmähte er doch das Einzelne und das Besondere nicht, und mit einer Bewunderung erregenden

Emsigkeit ordnete und verwaltete er Angelegenheiten, die oft Menschen, die unermeßlich unter ihm stehen, ihrer Aufmerksamkeit für unwürdig halten. Dieß beweist mehr als sonst etwas, die Fülle und die Regsamkeit seines Geistes, und den mächtigen Sinn, der alles, was ihm begegnete, unmittelbar zu beherrschen strebte. Seine Gesetzgebung umfaßte alle Gegenstände der menschlichen Thätigkeit, mit oft mühsamer Erschöpfung des Details; und sie war, wie wir wissen, selbst bis auf den Buchstaben sein eigenes Werk. Nichts hielt er seiner Achtsamkeit für unwerth; alles, was nur sein Auge erreichen konnte, stand unter seiner Aufsicht. Um den Ackerbau, die Handwerke und den Handel empor bringen zu können, erwarb er sich die genaueste praktische Kenntniß von allen Beschäfftigungen des gemeinen Lebens, und drang in die Geheimnisse ein, die nur dem Geübten offenbar werden. Zu den Gebäuden, die er aufführte, entwarf er selbst die Risse, untersuchte und bestimmte, von Posten zu Posten, die Berechnungen des Aufwands, und hielt die Arbeitsleute unter dem eigenen strengen Auge. Es gab für ihn, der alles in seiner Beziehung auf das Große betrachtete, nichts Kleines. Ja — „als er das mächtigste Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des römischen Kaiserthums unter den Christen

aufgekommen, verordnete er, wie die Eyer auf seinen Höfen verkauft werden sollten, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, die ihm sein Weib gemacht hatte.“ *) Ueberhaupt war in seiner Lebensweise der Beherrscher und Besieger so vieler Nationen nicht bemerkbar. Er blieb in allem der Sitte seines Volkes treu. Seine Kleidung war einfach und prunklos. Auf seiner Tafel sah man gewöhnlich das Wildprett, das in seinen Forsten erlegt worden. Sein Haus glich dem eines mittelmäßigen fränkischen Gutsbesitzers. Pracht zeigte er nur dann, wenn er in seiner königlichen Würde erschien, zum Beweise, daß nicht sein Herz sie wollte, und daß er seinen Ruhm in anderen Dingen suchte, als in der äussern Gestalt. Wenn er sich dagegen von dem Pabste als „den Großen, den Weisen und „den Edeln“ preisen ließ, oder wenn er sich selbst „den von Gott gekrönten großen Imperator“ nannte, so mag man ihn deßhalb der Eitelkeit beschuldigen. Aber sicher nahm er diese Lobsprüche in einem bedeutendern Sinne.

Mit den meisten durch eminente Kraft des Charakters ausgezeichneten Männern hatte er den überwiegenden Hang zum schönen Geschlechte gemein,

---

*) Joh. Müller a. a. O. I. S. 194.

dem er sich, ohne Rücksicht auf die von der Sittlichkeit gesetzten Schranken, und oft auf eine recht ärgerliche Weise überließ. Man sucht ihn hierüber umsonst zu rechtfertigen, indem man sich auf die Verdorbenheit, die in Ansehung dieses Punktes, die fränkische Nation ergriffen hatte, beruft: denn der, der an Geist so weit über sein Zeitalter hervor ragte, hätte es vor allem auch an Tugend übertreffen sollen. Aber „der heilige und seelige Carolus"*) hielt sich, neben seinen Gemahlinnen, nicht nur mehrere Kebsweiber, sondern erregte auch den Verdacht, daß er mit seinen Töchtern in Blutschande lebe. Das Beyspiel des Vaters vergiftete das ganze Haus.. Es wurde der ausgelassenste Ton in der Familie herrschend. Alkuin kennt an dem ganzen Hofe nur eine einzie Dame, der er jungfräuliche Reinigkeit zutraut. **)

---

*) Worte der goldenen Bulle.

*) Der Kardinal Baronius (Annal s. a. 814. No. 43.) gebehrdet sich sonderbar, um Karln, trotz seiner zügellosen Geschlechtsliebe, doch in die Reihe der Heiligen zu erheben; aber seine moralphilosophischen Ansichten erscheinen dadurch in keinem glänzenden Lichte. Er nennt ihn: religionis omnibus absolutum numeris simulacrum— was einen bedenklichen Begriff von Religion voraus-

Ueberhaupt besteht Karl nicht vor dem Gerichte, das ihn, mit dem moralischen Maaßstabe, der am Ende doch der einzige ist, mit dem wir über menschlichen Werth erkennen, richtet: denn so wenig, als in seinem Privatleben, hat er auf dem Throne auf die Stimme der Pflicht geachtet. Was die Leidenschaft forderte, oder was sein Verstand als nützlich erkannte, das geschah, oft mit wilder Verläugnung der gewöhnlichsten Gefühle von Anstand, Sitte und Recht. Dagegen bleibt die Naturkraft, die in ihm war, ein ewiger Gegenstand der Bewunderung, und ein imposanter Beweis

---

setzt. Ja auch in den Sitten, fährt er fort, würde er nicht seines gleichen gehabt haben, nisi conjugalem castitatem concubinarum introductione fœdasset. — Als der Teufel dem Bischofe Turpin von Rheims von Karls Hinscheiden Bericht erstattete, meldete er ihm, der Richter habe seine guten und seine bösen Werke gegen einander abgewogen, und die Sache sey sehr zweifelhaft gestanden. Da mag denn freylich das lustige Leben mit den verdammten Konkubinen von schwerem Gewichte gewesen seyn. Aber glücklicher Weise trat der heilige Jakob herbey, und legte in die steigende Schaale so viel Stein und Holz von den von Karl erbauten Kirchen, daß das Gleichgewicht wieder hergestellt wurde. So hat denn doch die religio, von der Baronius spricht, seine Seele gerettet.

von der Stärke des menschlichen Erkenntnißvermögens und von der Macht eines festen Willens. Die Weltgeschichte kennt nur wenige, die an Einsicht und freyem Geiste ihrem Zeitalter so weit vorgeeilt wären, die so bestimmt wußten, was sie wollten, die so sicher die Gelegenheit an der Stirnlocke erhaschten, die für die Zwecke der Klugheit eine solche Herrschaft über sich selbst hatten, und die die Vortheile, die Verstand, Energie und Glück ihnen gaben, zu so großen und edlen Planen benützten, als er. Auch war in ihm eine so große Fülle von Kraft, und eine so hohe Selbstständigkeit, daß er in jedem andern, auch in dem gebildetesten Zeitalter sich als ein Stern erster Größe erwiesen, und jedes, je nachdem der Gang der Dinge es gab, erschüttert oder verherrlicht hatte. Weßwegen die bey der Erinnerung an ihn von Gibbon gemachte Bemerkung mit Recht getadelt worden ist: *) die scheinbare Größe eines Gegenstandes werde durch abstehende Vergleichung erweitert, und die Ruinen von Palmyra werden durch die Oede der sie umgebenden Wüste in ein schönes Licht gestellt.

Aber bey allen diesen ausserordentlichen Eigen-

---

*) S. Breyers Grundriß der Univers. Gesch. S. 35.

schaften, bey diesem nichts weniger als menschenfeindlichen Sinne, und bey diesem großen Einflusse auf Welt und Nachwelt, hat Karl seine Zeitgenossen doch nicht glücklich gemacht, und nie wurde ihm ihre Liebe. Es ist auch nicht möglich, daß das eine oder das andere den Helden gelinge, die dazu berufen sind, der Menschheit für ihren Lauf in der Zeit neue Bahnen zu brechen. Denn sie lösen ihre Aufgabe nur dadurch, daß sie die Generation, durch die, und auf die sie unmittelbar wirken, den künftigen Geschlechtern aufopfern, oder daß sie das Bestehende zerstöhren, damit die Natur auf der Ruine die Keime des Bessern treiben kann, dessen Herstellung der Regent der Natur beschlossen hat. Karl drückte seine Völker durch die neuen, mit Strenge gehandhabten Gesetze, die er, ihren Begriffen und Gewohnheiten widerstrebend, einführte. Die alte persönliche Freyheit der Individuen von jeder Klasse wurde immer enger beschränkt. Schweigender Gehorsam erlangte die erste Stelle unter den bürgerlichen Tugenden. Die unaufhörlichen Kriege ließen die dienstfähigen Männer immer zu Ruhe kommen, und entzogen die kräftigsten Hände den Gewerben und den Familien. Das Volk sank immer tiefer so wie an Wohlstand, also auch an Selbstständigkeit und Zuversicht. Man konnte

dem Monarchen nicht hold seyn, der für so große Opfer so wenig gewährte. Aber sollte dieser Monarch erfüllen, wozu er von der Vorsehung bestimmt war; so konnte er nicht anders handeln. Es war die ewig waltende Nothwendigkeit, die alles um ihn her demüthigte, um ihn zu erhöhen. Mit Unrecht murrten seine Völker über die Lasten, die sie niederdrückten. Beyde folgten ihrer unvermeidlichen Bestimmung; er, indem er sie ihnen auflegte, und sie, indem sie dieselben ertrugen.

„Und nun ruhe wohl, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammen gegraben, wo du, rüstiger Mann, zu einem kleinen Zwecke schon Hand an das Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest du in deiner barbarischen Zeit Institute; die Folgezeit hat sie gemißbraucht, und mißbraucht sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Kapitulare gegen so manche Reichssatzungen späterer Zeiten. Du sammeltest die Barden der Vorwelt; dein Sohn Ludwig verachtete und verkaufte sie. Er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du bildetest die deutsche Sprache und bildetest sie selbst aus, wie du es thun konntest; sammeltest Gelehrte um dich aus den fernsten

Ländern; Alkuin, dein Philosoph, Angilbert, der Homer deiner Akademie bey Hofe, und der vortreffliche Eginhard, dein Schreiber, waren dir werth; nichts war dir mehr als Unwissenheit, satte Barbarey und träger Stolz zuwider. — Grosser Karl! dein unmittelbar nach dir zerfallenes Reich ist dein Grabmal; Frankreich, Deutschland und die Lombardey sind seine Trümmer." *)

*) S. Herders Ideen zur Philos. Geschichte rc. IV. 18. 3.

Bemerkungen
eines Reisenden über Westphalen, in besonderer Beziehung auf Geschichte und Alterthümer.

Aus dem Französischen. *)

Westphalen, besonders der an der Weser und Ems liegende Theil des Landes scheint in unseren Zeiten die Aufmerksamkeit nicht erregt zu haben, die er verdient. Freylich erträgt dieses Land in Hinsicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die

*) Das französische Original „Voyage en Westphalie par M. Depping“ das hier mit einigen Abkürzungen übersetzt wird, findet sich in den Annales des Voyages de la Géographie et de l'histoire publiées par M. Malte-Brun, Cahier XVII. Was in den beyden vorhergehenden Aufsätzen aus der Geschichte der Germanen im Zeitalter der Römer und Karls d. G. erzählt worden, erhält hier, durch die Ansicht der itzigen Lokalität, interessante Erörterungen.

Schönheit der Gegenden, die Gelindigkeit des Himmelsstrichs und die Bildung der Einwohner bey weitem keine Vergleichung mit den anderen Strichen Teutschlands. Ohne zweifel ist dieß die Ursache, warum die Reisenden so selten Lust haben, dasselbe zu besuchen, das ihnen ohnehin so wenig Bequemlichkeit und Vergnügen gewährt. Denn wer kennt nicht, sey es auch nur vom Hörensagen, die schlechten Wege, und die noch schlechtern Gasthöfe des Theils von Westphalen, von dem hier die Rede ist? Und doch ist vielleicht keine Gegend Teutschlands, die mehr verdient, besucht zu werden, als diese. Man halte dieß für keine Uebertreibung. Es sind die historischen Erinnerungen, die diesem Lande ein so ausgezeichnetes Interesse geben, indem es der Schauplatz der Großthaten der mächtigsten Völker war. Hier kämpften die Römer für ihren Ruhm, und die Germanen für ihre Unabhängigkeit. Hier zog Karl der Große das Schwerdt des Eroberes, unter dem Dekmantel der Religion. Hier setzten die tapfern Sachsen ihrem Unterdrücker einen hartnäckigen, aber gerechten Widerstand entgegen. Die Namen Drusus, Germanikus, Varus, Heermann, Wittekind und Karl erregen ein lebhaftes Interesse für dieses Land, und beynahe jede Stadt, jeder Ort ist ein an eine merkwürdige Thatsache erinnerndes

Monument. Nur an den Ufern der Weser und der Ems kann man einige der interessantesten Perioden der alten Geschichte mit Erfolg studieren.

Als ich mich vor einigen Jahren in Kassel befand, nahm ich mir vor, diese anziehenden Gegenden zu durchstreichen. Ich schlug den Weg gegen die Stadt Herstel*) ein, die an der Weser, in dem ehemaligen Hochstifte Paderborn liegt. Sie verdankt ihren Ursprung Karl dem Großen. In einem seiner häufigen Feldzügen gegen die Sachsen schlug dieser Kaiser hier ein Lager, und aus dem Lager wurde eine Stadt. Er brachte im J. 793. den Winter daselbst zu, ließ seine Söhne Pipin und Ludwig zu sich kommen, und schikte den einen nach Italien, und den andern nach Spanien. Hier empfieng er auch die Gesandten der Hunnen, und den Botschafter des Königs von Asturien und Gallizien. Der leztre, erzählen die Geschichtschreiber, nannte sich Froya, und brachte dem Kaiser einen — Schmetterling von seltener Schönheit zum Geschenke. Die Unternehmung, zu der sich Karl in diesem Städtchen erhub, war

*) Eigentlich Herstelle, von Heer—Stall, ein Lager. Auch ist der Ort keine Stadt, sondern ein Flecken. A. d. H.

sehr glücklich. Er schlug die Sachsen zwischen der Elbe und der Weser, tödtete ihnen vier tausend Mann, und zwang die übrigen, um Frieden zu bitten. Das war das gewöhnliche Resultat aller seiner Feldzüge gegen die Völker dieses Landes; sie schüttelten bey der ersten Gelegenheit, die sich ihnen darbot, das auferlegte Joch ab. Karl kam wieder, tödtete der Rebellen eine große Zahl, die anderen baten um Gnade, die man ihnen bewilligte, und alles kehrte, bis zum Abmarsche des Siegers, zur Ordnung zurück. Die Franken priesen seine Nachsicht gegen die Empörer; die Sachsen aber verabscheuten seine Grausamkeit gegen Völker, die unter ihren Stammeshäuptern so frey und unabhängig gelebt hatten.

Das Städtchen Hörter, einige Meilen (Lieues) von Herstel, ist gleichfalls berühmt durch die Sachsenkriege. In seinen Umgebungen, an den lachenden Ufern der Weser, erhebt sich ein Hügel, der Brunsberg genannt, auf dessen Spitze die stärkste Festung des Landes lag. Sie war von Brun, einem Bruder von Wittekind, erbaut worden. Von dieser festen Höhe verwehrten die Sachsen im J. 775. Karl'n den Uebergang über die Weser, aber endlich schlug er sie zurück, gieng über den Fluß und belagerte Brunsberg.

Aber, obgleich siegend, scheiterte sein militärisches Genie an dieser Klippe. Er war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und gegen die Engern und Westphalen zu marschiren. Die beyden genannten Städtchen haben in ihrem itzigen Zustande nichts merkwürdiges. Sie tragen, wie beynahe alle Städte dieser Gegend, das Gepräge der Armuth. Der Handel ist so viel als nichts, und der Ackerbau gewährt nur einen sehr mittelmäßigen Ertrag. Bey Hörter liegt, in einer sehr angenehmen Fläche, am Ufer des Flusses, das alte Stift Korvey, dem die Wissenschaften die Erhaltung der fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus verdanken, die hier unter dem Pontifikat Leo's X. wieder gefunden wurden. Wibald, dessen Briefe, die mit viel Geschmack und in einem sehr fliessenden Stil geschrieben sind, die gelehrten Benediktiner Martene und Durand herausgegeben haben, *) war Abbt dieses Stifs.

*) Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum etc. amplissima collectio, studio et opera D. Edm. Martene et D. Ursin Durand. Paris. 1724. Fol. Tomus II. continens vetera monumenta imperialia Monasterii stabulensis. Wibaldi, Abbatis stabulensis et Corbeiensis, epistolæ.

Diese ganze Gegend, diesseits und jenseits der Weser, war ebenfalls von den Katten bewohnt, einem kriegerischen Volke, dessen Tapferkeit und militärischer Geist von Cäsar und Tacitus, besonders von dem letztern gerühmt wird. Cäsar nennt sie Sueven, ohne Zweifel durch die unvollkommenen Kenntnisse verleitet, die er sich von einem Lande verschaffte, dessen Sprache ihm unbekannt war. Andere Schriftsteller, nach Cäsar, haben diesen Irrthum fortgepflanzt; und Strabo setzt die Sueven zwischen den Rhein und die Elbe. Er wußte, so wenig als Cäsar, daß dieses Volk damals die Ufer der Donau bewohnte. Aber Mannert hat bewiesen, daß die Sueven kein besonderes Volk waren; die Römer dagegen, überhaupt von den teutschen Angelegenheiten schlecht unterrichtet, gaben den Namen der Sueven dem Schwarme von Abentheurern aus verschiedenen Völkern, welche die Anwohner der Donau vertrieben, um sich in ihren Wohnsitzen nieder zu lassen, und zugleich Einfälle in andere benachbarte Länder machten. Die Katten konnte sich Drusus nur durch blutige Gefechte unterwerfen. Leider beschreibt Dio Kassius diesen Krieg zu oberflächlich, und ohne das Einzelne zu berühren; und er beweist, selbst durch das Wenige, was er sagt,

daß er nicht einmal die Topographie dieses Theils von Teutschland kannte. *)

Wahrscheinlich wurde in den Umgebungen von Hörter, jenseits der Weser, die Schlacht zwischen den Cheruskern und Römern geliefert, in der jene den Heermann, diese aber den Germanikus an ihrer Spitze hatten. Die Cherusker verlohren eine Menge Volks. Heermann selbst war auf dem Punkte gefangen zu werden; aber die Chaucen, welche unter dem römischen Heere dienten, haben ihn, wie man sagt, erkannt, und ließen ihn entwischen. **) Man bemerke den Charakter der Germanen in einem Zuge, den Tacitus anführt: der Anblick der von den Siegern errichteten Trophäen erweckte plötzlich den niedergeschlagenen Muth der Besiegten wieder. Mit Ungestümm stürzten sie sich auf die Römer, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an.

Ueberhaupt scheinen die Ufer der Weser in allen Zeiten zu Schauplätzen des Krieges bestimmt gewesen zu seyn. Denn ohne die kleinen Gefechte zu rechnen, welche die Eingebohrnen hier

---

*) S. Mannerts Geographie der Griechen und Römer. 3ter Band.

**) Tacit. Annal. II. 16. 18.

den römischen Generalen lieferten, die den Uebergang über den Strohm versuchten, besonders dem Drusus, Tiberius und Germanikus, schlugen sich hier die Franken häufig, und unter sehr abwechslendem Erfolge, mit den Sachsen, die nicht aufhörten, sie in ihrem eigenen Lande zu beunruhigen; und dieser Kampf dauerte länger als zwey Jahrhunderte. Klotar, König von Austrasien, erfocht einen glänzenden Sieg an der Weser; aber Dagobert, Sohn Klotars II. war in dem Kriege, den er im J. 630. mit diesen Völkern führte, nicht so glücklich. Da dieß Ereigniß nicht ohne Interesse ist, wird eine etwas genauere Darstellung desselben die Leser nicht ermüden.

Die Franken, unter Anführung des jungen Dagoberts, waren über den Rhein gegangen, und rückten gegen die Sachsen an, welche unter ihrem Befehlshaber Bertoald in Masse aufgestanden waren. Aber in der ersten Schlacht, welche an der Weser statt hatte, erhielt der junge Prinz einen Säbelhieb, welcher seinen Helm durchdrang, und ihm einen Theil seiner Haare abschnitt. Auf der Stelle sandte er einen Eilboten an seinen Vater ab, und um diesem einen Begriff von der Gefahr zu geben, in der er sich mit der Armee befand, übermachte er

ihm die abgehauenen Haare. Klotar war auf der Jagd als er die Nachricht von der Gefahr seines Sohnes erhielt. Er sammelte plötzlich eine Schaar von Jünglingen, befahl allen Großen, sich zu bewaffnen und ihm zu befolgen, reiste ab, marschirte Tag und Nacht, und kam in unerwarteter Eile im Lager der Franken an der Weser an. Ein Freudengeschrey tönte ihm entgegen. Als Bertoald, der auf dem jenseitigen Ufer des Flusses stand, dasselbe vernahm, erkundigte er sich nach der Ursache. Man nannte ihm die Ankunft des Klotar. Er antwortete mit einiger Unruhe, es sey unmöglich, daß sich der König von Austrasien hier befinde, und daß die Franken sich mit einer eiteln Hoffnung täuschen, um ihre Furcht zu verbergen. Klotar, der diese Aeusserung vernahm, trat an das Ufer des Flusses, uud nahm seinen Helm ab, und nicht ohne Entsetzen erkannten ihn die Sachsen an seinen blendend weißen Haaren. Bertoald erfrechte sich, den Greis durch beleidigende Reden zu kränken. Entrüstet durch ein so elendes Betragen, setzt der König den Helm wieder auf, giebt seinem Pferde die Sporn, und schwimmt über den Strohm. Das ganze Heer, von derselben Entrüstung ergriffen, folgte ihm nach. Er erreicht das andere Ufer, stürzt gerade auf

den Bertoald los; dieser flieht, und im Fliehen bittet er ihn, ihm das Leben zu schenken, und ihn zu behandeln, wie ein Herr seine Unterthanen behandelt. Aber Klotar hört nichts, er holt seinen Feind ein, tödtet ihn, und bringt seinen Kopf den Franken zurück, deren Muth durch diese That des Königs aufs neue erregt wird. Sie werden Meister des Schlachtfelds, und endlich von ganz Sachsen. *) Demungeachtet ergiebt sich noch nicht die ganze Nation. Um sie zu zähmen, mußte erst Karl Martell an der Weser erscheinen, und sein Sohn Karlmann mußte die Unternehmungen fortsetzen, die der Vater begonnen hatte. In dem Lager der Franken befand sich ein Bischof von Maynz, welcher der Armee nachfolgte, um den Tod seines Vaters zu rächen, der gleichfalls Bischof in Maynz gewesen, und von den Sachsen in einem frühern Feldzuge getödtet worden war. Listiger Weise lernte der tapfere Priester denjenigen kennen, der seinen Vater getödtet hatte, lockte ihn aus dem Lager heraus, und stieß ihm den Dolch in das Herz. Das war die Losung zu einer blutigen Schlacht zwischen den Franken

*) Aimonus. IV. 18.

und Sachsen. Die letztern wurden noch einmal geschlagen, und die Franken drangen in ihre Wohnsitze ein. Dieser Zug schildert die Sitten jener Zeit, die in dem steten Kriegsstande, in dem man lebte, nicht anders, als roh und barbarisch seyn konnten. Aber der junge Bischof erlangte für den Muth, womit er den Tod seines Vaters gerächt hatte, keinen Dank. Der heilige Bonifacius klagte ihn auf einer Synode darüber an, daß er sich mit Menschenblut befleckt hatte, und da diese Klage nicht beschwehrend genug schien, setzte er noch weiter hinzu, er habe ihn mit Vögeln und Hunden spielen sehen. Darüber wurde der Bischof abgesetzt, und — was wir an einem Heiligen nicht löblich finden, — sein Ankläger erhielt seine Stelle. Uebrigens war die Sitte, gleich den Laien in den Krieg zu ziehen, unter den Bischöfen dieser Zeit so gemein, daß sich das Volk endlich bey Karl d. G. darüber beklagte, und ihn bat, es zu verbieten.

Am dritten Tage gegen Abend kam ich in dem Städtchen Lude, an der Emmer, an, die römischen Schriftsteller nennen den Fluß Ambra, und verwandeln das e in a, wie in den Flüssen Aliso, Albis, Adrana, Amisius die nun Else, Elbe, Eder und Ems heißen. Es giebt viele Namen in der alten teutschen

Sprache, welche die Römer, aus Mangel an hinreichender Kenntniß, verdorben haben. So verwandelten sie Heermann in Arminius, Siegviel in Civilis, Ehrenfest in Ariovist, Gottwald in Katualdus, Harzwald in Herzwald, (Hercinia,) Erde in Hertha, Alrune in Arinia. — Es scheint, daß die Ambronen, ein kleines, den Teutonen benachbartes Volk, das aber einige Schriftsteller anders wohin versetzten, an der Emmer gewohnt haben. In der Nähe von Lude findet sich der Bronnen von Pyrmont, an dem, während der schönen Jahrszeit, eine Menge Menschen aus allen Ständen zusammenfließen. Ich sage nichts von diesem reizenden Kurorte, da er von dem Hanoveranischen Arzte Marcard, in einem aus zweyen Bänden bestehenden Werke, trefflich beschrieben worden ist.

Ich übernachtete in dem Städtchen Rehmen, wo die Werna in die Weser fällt, und wo Pipin, i. J. 753. die Sachsen besiegte. Nachdem ich den Wedeckenstein gesehen hatte, den der berühmte Wittekind bewohnte, kam ich des andern Tags zu Minden an. Diese Stadt, höchstens von 5000. Menschen bewohnt, hat eine sehr schöne Lage, und ist von zwo Gebürgketten eingeschlossen, die sich bloß zu öffnen scheinen, um

der Weser einen Ausfluß zu lassen. Sie liegt Theils auf der Ebene, Theils am Abhang eines mit Wiesen und Ackerfeld bedeckten Berges. Die Einwohner sind sehr thätig. Man findet hier viele Fabriken, die, obgleich ihre Geschäfte nicht von Wichtigkeit sind, ihren Eigenthümern doch einen glücklichen Wohlstand gewähren. Der Handel beschäftigt sich vorzüglich mit Getreide, Brantewein, Bier und Leinwand. Minden ist eine der ältesten Städte Teuschlands. Im achten Jahrhundert gehörte sie zu Engern, dem Gebiete des Wittekind; und Karl d. G. gründete hier ein Bisthum, und baute eine Stiftskirche. Sonst hat die Stadt nichts merkwürdiges, ausser etwa noch die Brücke über die Weser, welche 600 Fuß lang, und 24. Fuß breit ist. Sie besteht aus sieben Bogen, von denen die in der Mitte nicht die Cirkellinie beschreiben, in der man sie in den frühern Jahrhunderten zu bauen pflegte, zum Beweis, daß der Baumeister, bloß durch sein Genie die mathematische Grundsätze ahnete, von denen seine Zeitgenossen noch keinen Begriff hatten, und deren Kenntniß das Resultat der Fortschritte des letzten Jahrhunderts ist.

Aber diese merkwürdige Brücke ist nichts in Vergleichung mit dem Naturwunder, das sich in

einiger Entfernung von Minden darstellt, und unter dem Namen des Thors von Westphalen (Porta Westphaliæ) bekannt ist. Ich widmete den folgenden Tag nach meiner Ankunft der Untersuchung dieses sonderbaren Phänomens; und begierig seinen Ursprung kennen zu lernen, erforschte ich alle Umgebungen, bestieg die benachbarten Berge, und gieng von da längs der Anhöhe hin, die sich, wie eine Art von Wall durch das Land fortzieht. Hier das Resultat meiner Beobachtungen!

Wenn man den Blick auf eine gute Karte wirft; so bemerkt man, wie sich zwo Gebürgketten, wovon die eine vom Harz ausgeht, unterhalb Minden, bey dem Dorfe Hausberg vereinigen, oder vielmehr, wie dieß nur eine Kette ist, unterbrochen auf dem Punkte, wo die Weser sie durchschneidet, um den Weg zu ihrem Ausflusse in das Meer zu suchen. Dieser Fluß, der sich von Kassel an beynahe immer längs dieser Kette von Bergen und Felsen hinzieht, und ungefähr die nämliche Richtung nimmt, lenkt bey Minden plötzlich von seinem Wege ab, bricht durch das Gebirg, und lauft dann, ohne Unterbrechung und Krümmung, durch eine horizontale Pläne in die Nordsee. Dieser Punkt, wo die Berge sich öffnen, und auf beyden Seiten gleich-

sam Säulen bilden, um die Weser hindurch zu lassen, wird die Pforte von Westphalen genannt. Es scheint, die Natur habe auf dieser Stelle dem Reisenden eine angenehme Ueberraschung bereiten wollen. Man sieht ein Denkmal großer physischer Revolutionen, die in dieser Gegend statt gehabt haben, und die der genauern Betrachtung werth sind.

Es bietet sich, bey dem ersten Anblicke dieses Phänomens die Ueberzeugung von selbst dar, daß es nicht immer existirt hat, und daß dieser Bruch durch den Berg nur durch eine gewaltige Bewegung möglich war, welche die ganze Gestalt der Umgebungen ändern mußte. Eben so leicht begreift man, daß einst das Meer dieses ganze Land, diesseits und jenseits der Berge, die selbst Meersgrund waren, bedeckt habe. Der Beweis davon liegt in den zahlreichen Seeprodukten, den Muscheln und den versteinerten Fischen, die man in den Bergen, Hügeln und Steinbrüchen findet. In dem Verhältnisse, in dem das Meer sich zurück zog, mußten die Berge die Scheidungslinie zwischen dem Meere und den der Weser zuströhmenden Flüssen bilden; während der Ebbe und Fluth mußte sich das Meer gegen den Abhang der Berge erheben und senken, die Gewässer der Flüsse aber spühlten auf ihre entgegengesetzte

Seite: und dieser ihr Anstoß verursachte, an der Weser, die senkrechte Abstürze, die wir noch daselbst bemerken. Aber nachdem sich der Ocean gänzlich zurück gezogen hatte, konnte diese natürliche Vormauer nicht mehr lange bestehen. Da sie auf der einen Seite, von den Fluthen des Meers, die ihr zur Stütze dienten, nicht mehr gehalten, und von der andern durch die Gewässer der Flüsse gedrückt war; so mußte sie auf der niedrigsten Seite, und wo der Stoß die größte Heftigkeit hatte, brechen: und so öffnete sich die Weser ihren Weg in das Meer. Es ist also die Natur, die dieses prächtige Werk erbaut hat. Man bemerkt an ihm keine Spur von menschlicher Arbeit; die Gleichförmigkeit der Schichten in den zu beyden Seiten sich erhebenden Bergen, und die sichtbar durch den Anstoß des Wassers bewirkte Abspühlung der Felsen, beweisen unwidersprechlich, daß es der gewaltsame Druck der Fluthen war, wodurch die Pforte von Westphalen gebildet worden. Uebrigens ist dieses Phänomen, wie Wagner*) richtig bemerkt, nicht das einzige in seiner Art. Die Schweiz bietet mehrere Beyspiele von Bergströhmen dar, deren

*) S. dessen Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. (Berl. 802.) 1ter Thl.

Gewässer, nachdem sie sich von den Höhen herunter gestürzt, und immer wachsende Seen gebildet hatten, endlich die Dämme, die ihnen die Granitgebürge entgegensetzten, durchbrochen, und sich so einen Ausgang öffneten.

Auch die Folgen, welche diese Revolution in dem Stromgebiete der Weser haben mußten, sind unsrer Beachtung werth. Als sich das Meer in seine itzigen Gränzen zurück gezogen hatte, trieb sich der Fluß ungehemmt in die Oeffnung, die in der Bergkette entstanden war. Das Wasser, das vorher eine Art von See gebildet hatte, fieng an abzulaufen, und das Land zu verlassen. Die erhabensten Orte wurden trocken; das niedrigere Land aber blieb sumpfig, weil die Weser, und die Beete der kleinern Flüsse, die sich mit ihr vereinigen, nicht tief genug waren, um alle Gewässer der Gegend aufzunehmen. Die von den höhern Geländen herkommenden Flüsse setzten den Schlamm, den sie mitführten, in den Sümpfen ab; von dort an füllten sich diese niedrigen Gegenden mit Gewächsen, die in Fäulniß fielen, und Schlammerde, Moor und verschiedene Arten von Torf bildeten. So bot denn ein Theil dieses Landes, das zuvor Seegrund war, lange nichts als einen Morast und einen weiten Moorboden dar, bis endlich das Klima, eher mit wässerigten und dichten Dünsten

beladen; günstig genug wurde, um es in fruchtbare und lachende Gegend zu verwandeln, wie es uns itzt erscheint. —

Nach einem Aufenthalte von zweyen Tagen verließ ich Minden, und nahm meinen Weg gegen die große Gebürgkette, welche sich von dem ehemaligen Hochstift Paderborn, durch die Länder Ravensperg, Osnabrück und Münster hindehnt. In den kleinen Städten, durch die ich kam, bot sich mir keine Merkwürdigkeit dar, ausser in Herford, wo sich das Grabmal des Wittekind befindet, das früher in dem Flecken Engern, einige Meilen von Herford gestanden war. Man weiß, daß dieser tapfere Sachse, zu der Zeit, da ganz Sachsen in drey Nationen, die Westphalen, Ostphalen und Engern getheilt wurde, als Oberhaupt an der Spitze der letztern stand. Diese, die sich zu der Zeit der Römer Angrivarier nannten, waren Besitzer des zwischen beyden andern Völkern, den Franken und dem Ocean liegenden Landes. Engern war damals eine sehr beträchtliche Stadt. Karl d. G. bemächtigte sich ihrer, so wie des ganzen Landes. Aber nach dem Frieden, der dem Wittekind die Annahme der christlichen Religion zur Bedingung machte, gab ihm Karl sein ganzes Land wieder zurück. Von dort an lebte er in Ruhe, und starb

im Anfange des neunten Jahrhunderts. Ueber das Jahr und die Art seines Todes sind die Geschichtschreiber mit einander im Widerspruche. Nur das ist sicher, daß seine Asche in einem Grabmal zu Engern aufbewahrt, und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von da nach Herford gebracht wurde. Das Grabmal ist übrigens sehr einfach und sehr alt, und wurde i. J. 1377. auf Befehl Kaisers Karls IV. erneuert. Nachdem ich die kleinen Städte Lemgo und Detmold zurück gelegt hatte, kam ich endlich an den Teutoburger Wald, der in der Nähe der letztern liegt. Er verdient eine genauere Erwähnung, wegen der großen Erinnerungen, die er gewährt, und wegen den in der römischen und teutschen Geschichte so wichtigen Ereignissen, deren Schauplatz er war.

Tacitus gedenkt desselben, indem er sagt: „das römische Heer sey bis in die äusserste Wohnsitze der Brukteren vorgedrungen, und habe alles Land, zwischen der Lippe und der Ems, in der Nähe des Teutoburger Waldes verwüstet." *) Diese Stelle bezeichnet auf eine unwidersprechliche

*) Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum: quantumque Amisiam et Luppiam amnes inter vastatum, haud procul Teutaburgiensi Saltu: — Annal. I.

Art die Lage dieses Waldes in demjenigen Orte, der heut zu Tage seinen Namen trägt. Demungeachtet haben einige Schriftsteller ihn in die Gegend von Duisburg, in das Herzogthum Berg, versetzen zu müssen geglaubt, weil sich unter den Namen Duisburg und Teutoburg, oder Thuiskoburg einige Aehnlichkeit findet. Ptolemäus redet von einer teutschen Stadt am linken Weserufer, die er Tiluburgien nennt. Aber da dieser griechische Geograph in der Rechtschreibung der teutschen Namen viele Fehler begeht; so ist es wahrscheinlich, daß er Teutoburgion schreiben wollte.*) Es scheint, daß es einen festen Ort gab,

---

*) S. Cluveri Germ. antiq. III. 15. 19. Kluver will beweisen, daß Detmold, ehemals Thietmalle genannt, das alte Teutoburg sey, das dem benachbarten Walde seinen Namen gegeben, weil Teut mit Thiet oder Deth gleichbedeutend ist, und Mold von Mall herkommt, welches ehemals den Sitz eines Gerichtshofs bezeichnete. Um diese ein wenig gewagte Herleitung zu rechtfertigen, führt Kluver andere Worte an, z. B. Diedenhille rc. die von Teut herkommen. Der Hr. von Fürstenberg (in den Monument. Paderbornens.) will wissen, daß nach dem alten Teutoburg, das Teutoburg bey Ofen in Ungarn, das itzt Drasad heißt, beym Zusammenfluß der

vielleicht die Hauptstadt des Landes der Teutonen, die nach ihnen Teutoburg genannt wurde. Unter dieser Voraussetzung ist es begreiflich, daß die Römer ein so großes Gewicht darauf legten, eine sichere Position in dieser Gegend zu haben, und daß in derselben eine große Schlacht unvermeidlich war. Dieß bestätigt die Meynung der Gelehrten, welche das Schlachtfeld des Varus und Heerman in die weite Ebene von Semne setzen, die sich am Fuß und längs der Berge von Teutoburg ausdehnt. Aber ehe wir die Gründe, worauf sich diese Meynung stützt, anführen, dürfte es zweckmäßig seyn, eine Darstellung dieser wichtigen Begebenheit aus der alten Geschichte zu geben, und die verschiedenen Nachrichten von derselben, die in den Büchern der römischen Geschichtschreiber zerstreut sind, zusammen zu stellen.

Unter allen Feinden der Römer waren die Teutschen die, welche ihnen am meisten zu schaffen machten, und denen gegenüber alle Mittel, die sie zur Erhaltung ihrer Eroberungen anzuwenden gewohnt waren, versagten. Selbst Tacitus kann sich nicht erwehren, zu gestehen, daß die

Drau und der Donau, seinen Namen erhalten haben soll, wo eine Kolonie, vermuthlich von den Sikambern, sich niedergelassen hat Lafins XII.

Freyheit der Teutschen kraftvoller sey, als Cäsars Macht. Es war diese so natürliche Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, die es den Römern unmöglich machte, die Teutschen, bey allen Siegen, die sie über sie erfochten, zu überwinden. Ihre Politik und ihre Feinheit waren nun vereinbart mit dem freyen Muthe und mit der Rechtlichkeit der Teutschen. Die Schritte, welche diese machten, um zu ihrer alten Unabhängigkeit zurück zu kommen, die einem solchen energischen Volke Bedürfniß war, wurden zu Rom als Empörungen und Verbrechen betrachtet, und von den Historiographen, den besoldeten Schmeichlern der Cäsaren, auch so dargestellt. Aber wir können unsre Bewunderung einem Muthe nicht versagen, der durch eine so gerechte Sache erregt, und zu allen Zeiten so edel behauptet war. Und wer liest es nicht mit Vergnügen, daß dieses Volk auf eine so glänzende Art alles Unrecht rächte, das es von einem General erlitt, der in seinem Uebermuthe behauptete, die Teutschen haben nichts menschliches, als die Stimme?*) Um ein solches Volk in den Gränzen des Gehorsams zu erhalten, bedurfte es mehr, als Arglist und Politik. Drusus, dem zu Liebe Augustus von seinem ersten Ent-

*) Vellejus patercul. II.

wurfe abgieng, das römische Reich nicht weiter zu vergrößern, machte sich durch einen kühnen und überraschenden Feldzug Meister von diesem ganzen Lande, und er behauptete es, weil er den Charakter der Nation verstand. Tiber folgte dem Drusus, der an den Folgen eines Sturzes gestorben war; aber seine Unternehmungen waren durch kein merkwürdiges Ereigniß ausgezeichnet, was auch sein Lobredner Velleius davon sagen mag. Er beschränkte sich darauf, die Teutschen hinzuhalten. Aber sein Nachfolger Varus, in der Meynung, daß er sie werde behandeln können, wie er Syrien behandelt hatte, „das er, ein armer Mann, „reich antraf, und als ein reicher Mann, in Ar„muth verließ" *) und unaufhörlich sie mit seinem Stolze und seiner Habsucht drückend, erregte ihren gerechten Haß; und statt, daß die Morgenländer das von dem römischen Befehlshaber ihnen auferlegte Joch geduldig trugen, sannen die Teutschen auf einen Plan, um ihre Freyheit und ihre väterlichen Sitten zu retten. Ueberdieß hatte Syrien keinen Heermann! Dieser junge Krieger, der Sohn eines Cheruskischen Fürsten, war der erste, der den Vorsatz faßte, sein Vaterland zu befreyen.

*) Quam pauper divitem ingressus. dives pauperem reliquit. Vellejus patercul. II.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in dem römischen Staate, die Würde eines Ritters, womit die Römer seine Tapferkeit belohnt hatten, und die Achtung, die ihm Varus selbst bezeugte, konnten in seinem Herzen die Gefühle des Patriotismus, der freyen Völkern so natürlich ist, nicht ersticken. Er erwachte bey dem Anblicke der Unterdrückung, unter welcher Varus seine Nation seufzen ließ; und von da an war es seine wichtigste Angelegenheit, seine Entwürfe und Gesinnungen allen Germanen mitzutheilen, die nur einen Anführer erwarteten, um sich in Masse zu erheben, und ihre alte Freyheit von den Römern zurück zu fordern. Es fand sich nur ein einziger Verräther unter ihnen. Segest, aus einer edeln Familie gebohren, Verwandter und Freund des Varus, gieng hin, und entdeckte diesem die Anschläge seines Volks. Allerdings hatte der junge Heermann ihn tief beleidigt; aber durfte er, um eine persönliche Kränkung zu rächen, sein Vaterland verrathen? Trotz der Lobsprüche, welche die lateinischen Schriftsteller ihm ertheilen, erscheint sein Betragen jedem Partheylosen als eine infame Niederträchtigkeit, und als eine Verrätherey gegen sein Vaterland. Indessen achtete Varus die Reden und Warnungen des Segest nicht. Er war eitel genug, zu glauben, daß seine

Gegenwart und die Pracht, womit er seinen Richterstuhl umgeben hatte, hinreichten, eine Nation im Zaum zu halten, die er mit den furchtsamen Syrern verglich, welche von ihm ausgeplündert worden waren, ohne daß sie es nur gewagt hätten, sich zu beklagen. Zu spat, und zu seinem Schaden ward er inne, mit welcher Nation er zu thun hatte. Plötzlich meldete man ihm, die Teutschen stehen unter den Waffen, und rücken gegen sein Lager an. Sein Heer war drey Legionen, drey Korps von Hülfstruppen, und sechs Kohorten stark; *) der Kern der römischen Macht, der in jedem andern Kriege sich mit Ruhm bedeckt haben würde, aber gegen die Teutschen konnte er nichts unternehmen; im Gegentheile fielen ihn diese mit so viel Kraft und Wuth an, daß die Römer in Kurzem gänzlich aufgerieben waren. Die unglücklichen Besiegten retteten sich in die Wälder und in die Sümpfe; aber überall erreichte sie der Zorn der Sieger. Um ihren Marsch und ihren Rückzug zu erleichtern, verbrannten die Römer ihr Gepäcke. Es gelang ihnen, sich aus der

*) Im Ganzen 50,000 Mann. Nach dem Polybius bestand eine römische Legion aus 5000 Mann zu Fuß und 300 Mann zu Pferd; Vegetius aber berechnet sie auf 6000 M. Infanterie, und 732 M. Kavallerie.

Schlucht in eine freyere Gegend zu ziehen; aber nichts konnte sie retten. Ermattet unter den Strapatzen erlagen sie alle am dritten Tage ihrem Unglücke, mit Ausnahme einiger wenigen, die, in dem Augenblicke, in dem sich die Germaner mit der Plünderung beschäftigten, in den benachbarten Wald flohen, sich daselbst vereinigten, und dann wieder zu den beyden Legionen stießen, die, unter den Befehlen des Asprenas, gegen den Rhein hin standen.

Mit der Hitze des Gefechts mischte sich die Grausamkeit der Sieger. Unter den gräßlichsten Martern tödteten sie die vornehmen Römer. Varus, und noch fünf andere Befehlshaber, verwundet in der Schlacht, und ohne Hoffnung Gnade vor den Teutschen zu finden, tödteten sich selbst. Die Soldaten begruben den Leichnam ihres Feldherrn, aber die barbarische Wuth der Ueberwinder war noch nicht gesättigt. Sie gruben den Leichnam wieder aus, verbrannten ihn, und rißen ihn in Stücke, den Kopf aber schickten sie dem Marbod, einem ihrer Fürsten. So wurden, die Hülfstruppen ungerechnet, drey römische Legionen vernichtet; drey Adler giengen in dieser berühmten Niederlage verlohren.*) Nie ward Rom von

*) Zwey Adler wurden von den Teutschen genommen,

einer größern Bestürzung ergriffen, als durch die Nachricht von dieser Niederlage. Sie machte einen so tiefen Eindruck auf August, daß er beynahe seinen Rang und seine Würde vergaß, und sich öffentlich einem kleinmüthigen Schmerze überließ. Er zerriß seine Kleider, erhub unaufhörliche Klagen, stieß seinen Kopf an die Wand, und rief in jämmerlichem Tone: Varus! gieb mir meine Legionen wieder! — Da er von Seiten der vielen Teutschen in Rom einen Aufruhr befürchtete; so

---

und der dritte von seinem Träger in einem Moraste versenkt. Tacitus versichert (Annal. II.) daß beyde Adler, unter dem Kommando des Germanikus, der eine bey den Brukteren und der andere bey den Marsen, wieder gefunden worden sey. Dasselbe sagt Dio, aber er ist in Ansehung der Zeit mit Tacitus nicht einig. Florus hingegen meldet ausdrücklich, die zween Adler seyen nie wieder gefunden worden, und das ist auch das wahrscheinlichste. Denn hätte man sie wieder zur Hand gebracht, so würden die andern Historiker, besonders Vellejus, der keine Gelegenheit vorbey läßt, dem Stolz des Tiber zu schmeicheln, ein so wichtiges Ereigniß nicht übergangen haben. Einige neuere Schriftsteller behaupten, daß diese beyden Adler Veranlassung zu dem Doppeladler gegeben haben, der nachher in das Wappen von Teutschland und Oesterreich aufgenommen wurde. S. Cuspinian in Flor. in vita August.

schickte er sie in entfernte Inseln. Die Wachen wurden verdoppelt, und die Zeit der Befehlshaberschaft der Legaten in den Provinzen verlängert, um überall die bestehende Ordnung der Dinge zu erhalten. Die öffentlichen Spiele hörten auf. Der Triumph, den Tiber, durch einen Sieg über die Pannonier, verdient hatte, wurde verschoben, und in dem ganzen Reiche wurden ausserordentliche Rekrutenaushebungen veranstaltet, weil man fürchtete, die Teutschen möchten nach einem so glänzenden Siege in das römische Gebiet einfallen. Diese beschränkten sich aber darauf, das durch diese Schlacht wieder eroberte Land unter sich zu theilen. Die Marsen erhielten ihre Niederlassungen zwischen dem Rhein und der Lippe wieder, die Brukterer nahmen das Land zwischen der Lippe und der Ems ein, die Cherusker siedelten sich wieder an den Gestaden der Weser an, die Teukterer und die Usipeter zogen sich an die mittäglichen Ufer des Rheins zurück, und die Katten behaupteten sich in ihren Sitzen zwischen dem Mayn und der Lahn.

Dieß waren die Folgen einer Schlacht, die alle römische Geschichtschreiber als einen der größten Flecken betrachten, der dem Ruhm ihres Volkes angehängt worden. Aber da sie sich in Hinsicht auf dieselbe nicht bestimmt über Zeit

und Ort erklären, so sind diese beyden Gegenstände unter den neuern Gelehrten immer streitig geblieben. Die Zeit der Niederlage des Varus muß zwischen die Jahre 761. und 763. vor Erbauung der Stadt Rom, oder ungefähr in das zehnte Jahr der christlichen Zeitrechnung fallen. Der Ort wird von dem einen bey Mayntz, von dem andern bey Duisburg, von einem sogar bey Augsburg, und von einem andern in Sachsen gesucht. Der gelehrte Mannert setzt ihn in die nördliche Rheingegend, vorwärts von dem Herzogthum Westphalen, oderin die Grafschaft Mark. Aber bey Vergleichung aller Angaben der römischen Geschichtschreiber, besonders des Tacitus, Vellejus und Dio, bleibe ich bey der Ueberzeugung, daß die Schlacht nirgends, als in den Umgebungen des Teutoburger Walds, in der Grafschaft Lippe, und zwar auf dem Punkte, den ihr der Verfasser der Monumenta Paderbornensia anweist, nämlich zwischen den Städten Detmold und Horn, unweit dem Falkenberge, statt gehabt haben könne. Ueberdieß sagt Tacitus in dem ersten Buche seiner Annalen ausdrücklich, daß die Truppen, die einige Zeit nachher nach Germanien geschickt wurden, an dem Teutoburger Walde vorüber kamen, wo, der Sage nach, die Leichname

der Soldaten des Varus noch unbegraben lagen. Noch jetzt gräbt man in dieser Gegend Knochen, Münzen von Cäsar und August, Waffen, Pfeile, Sporn aus; ein Bach heißt der Knochenbach, ein anderer der Rothenbach; *) das Feld um Horn her wird das Wintfeld (Siegfeld) genannt, und ein Berg hat den Namen Heermann.

Die Völker, welche den Varus schlugen, waren die Cherusker, die Brukterer, die Marser und andere, die diesen Landesstrich bewohnten. Mehrere hier liegende Städte und Dörfer scheinen ihre Namen von dem römischen General erhalten zu haben, z. E. Warburg, Warenholdt, Varisberg, Warendorf, Verlar. Und so beweist alles, daß es hier war, wo sich Heermann den rühmlichen Namen eines Befreyers von Teutschland erwarb, und die Römer für immer gedemüthigt wurden, von Völkern, die sie blos unter dem Namen der Barbaren kannten.

---

*) Was nichts beweist. Denn die Formen Rott, Roth, Reut, Rode, die in so vielen teutschen Ortsnamen vorkommen, leiten sich von dem Stammwort roden, rotten her, welches so viel heißt, als ausreiten, extirpare, eine wüste Gegend kultiviren und bewohnbar machen. A. d. H.

Nach einer so glänzenden That erlangte Heermann unter den germanischen Fürsten ein zu großes Ansehen, als daß er nicht ihre Eifersuch und ihren Haß hätte auf sich ziehen sollen. In seiner Familie selbst hatte er Segest, seinen Schwiegervater, und Jugiomar, seinen Oheim, gegen sich. Ein Fürst der Katten machte sich anheischig, ihn zu tödten, wenn man ihm nur die erforderliche Dose Gift von Rom kommen lassen wollte. Bald wurde auch der junge Held das Opfer des Neids seiner Landsleute. Im sieben und dreyßigsten Jahre seines Alters ward er ermordet. Um ein so schändliches Verbrechen vor den Augen der Nation zu rechtfertigen, beschuldigte man ihn, er habe die übrigen Fürsten aus dem Wege räumen wollen, um sich die Alleinherrschaft zu verschaffen. Lange nach seinem Tode besangen die Teutschen noch seine Großthaten, und der erste unter den Geschichtsschreibern Roms verkündigte sein Lob. Die Macht der Cherusker, sagt Mannert, schien an die Existenz des größten Mannes geheftet, den sie je gehabt hatten. Wenigstens haben sie nach seinem Tode nichts Ausgezeichnetes mehr gethan. Innere Unruhen zerrissen die Nation. Die Fürsten von Heermanns Familie verfolgten sich gegenseitig, und richteten

einander zu Grunde. Die Cherusker ließen sich in einen Krieg mit den Longobarden ein, von denen sie überwunden, und aus ihren Wohnsitzen vertieben wurden. Von dort an verschwand ihr Name aus der Geschichte.

Acht hundert Jahre später, stritt auf demselben Wahlplatze, ein zweyter Heermann, für die Freyheit der Sachsen. Das war Wittekind, der im J. 783. bey Detmold, im Wintfelde, Karl dem Großen eine Schlacht lieferte, dem es noch nicht gelungen war, diesen kühnen Krieger zu bändigen. Aber Wittekind war nicht so glücklich, als Heermann. Er verlohr die Schlacht, und rettete sich mit wenigen seiner Getreuen. Das Monument, das Karl zur Verherrlichung seines Sieges auf dem Tönsberge errichtete, war eine Kapelle, zur göttlichen Hülfe genannt, welcher Name ihr mehrere Jahrhunderte hindurch geblieben ist. Noch zeigt man ihre Ruine. —

Von Detmold nahm ich meinen Weg nach Lippspring, einem Städtchen bey dem Ursprunge der Lippe, wie sein Name anzeigt. So klein dieser Ort ist, so ist er doch nicht unbekannt in der Geschichte. Hier hatte Tiber, während seines teutschen Feldzugs,

seine Winterquartiere; *) und Karl der Große kam dreymal, in den Jahren 776. 780. und 782 hierher, lagerte sich mit seiner Armee, und hielt hier zwo Synoden, oder Generalversammlungen, wovon der letzten alle sächsischen Großen beywohnten, mit Ausnahme des trotzigen Wittekind, der es nicht über sich vermochte, als Sklave zu den Füßen eines fränkischen Königs zu kriechen. Die Geschichtschreiber Karl d. G. stellen diese Weigerung des Oberhauptes der Sachsen als eine Empörung dar; aber ihre Ansicht hat das Urtheil der Nachwelt nicht irre geleitet, die alles im reinen Lichte

---

*) „Pietas sua caesarum, pene obstructis hieme alpibus, in urbem traxit, ad tutelam imperii; cum veris initio reduxit in Germaniam, in cujus mediis finibus, ad caput Luppiae Fluminis, hiberna digrediens princeps locaverat." Vell Paterc. II. In einigen Ausgaben, namentlich in der holländischen von Samson, liest man: ad caput Juliae Fluminis. Diese Leseart ist aber offenbar falsch, man setze denn voraus, dieser Fluß habe zur Ehre des Julius Oktavian den Namen Julia erhalten. S. Lipsii nat. ad Vell. IV. Paterc. II. Nro. 194. und Cluveri Germ. antiq. III. 49.

betrachtet, und die großen Männer nicht mit dem befangenen Blicke ihrer Zeitgenossen richtet.

Der Weg von Lippspring nach Paderborn, der ehemaligen Hauptstadt des Hochstifts gleichen Namens, beträgt 6 Meilen. Die Stadt, die in einer angenehmen Ebene liegt, hat ihren Namen von dem Flüßchen Pader, daß innerhalb der Mauern, aus drey Quellen entspringt, die sich unter der Stiftskirche vereinigen, und einen Theil der Stadt durchlaufen. Die Gewässer dieses Flüßchens, das so klar ist, daß man die auf seinem Grunde wachsenden Kräuter sehen kann, erfrischen in der Sommerhitze die Stadt anf eine angenehme Weise, im Winter aber, wenn der Schnee alles bedeckt, sind sie so warm, daß der Rauch von ihnen aufsteigt, wie von siedendem Wasser. Diese Erscheinung, die auf dem Felde nur merkwürdig wäre, ist den Bewohnern der Stadt in Hinsicht ihrer häuslichen Bedürfnisse sehr nützlich. Ueberdieß ergießen sich die Quellen so reichlich, daß sie in einer Entfernung von hundert Schritten schon mehrere Mühlen treiben. Ueberhaupt scheint es, daß sich in den Umgebungen von Paderborn ungeheuere Sammlungen von unterirdischem Wasser finden: denn es entspringen daselbst eine Menge kleiner Bäche, oder erhalten neue Zuflüsse.

Einige verlieren sich sogar unter der Erde, ohne Zweifel, um sich mit anderen zu vereinigen, wodurch dieses Gelände der Normandie ähnlich wird, wo sich ähnliche Erscheinungen finden. Dieser Wasserreichthum macht, daß Paderborn mit einer hinreichenden Anzahl von schönen Bronnen versehen ist, aus denen das Wasser in reinen und frischen Strahlen hervorspringt. Welch' ein Unterschied ist zwischen diesem, wenn ich so sagen darf, jungfräulichen Wasser, welches, aus dem Schooße der Erde hervorquellend, keinen Beysatz von heterogenen Bestandtheilen hat, und den elenden von dem schmutzigen Gewässer der Seine unterhaltenen Bronnen von Paris? Man darf nur das erstere gesehen haben, um mit Eckel gegen die letztern erfüllt zu seyn. Bey den angegebenen örtlichen Vorzügen, wird man sich nicht darüber verwundern, daß Paderborn so oft der Aufenthalt der Kaiser war. Karl d. G. verweilte fünfmal hier, nämlich in den Jahren 777. 783. 785. 786. und 797. In dem letztern Jahre empfieng er, mit größter Pracht, den Papst Leo, der, nachdem er von den Römern mißhandelt, und auf eine barbarische Weise an der Zunge und an den Augen verstümmelt worden war, herbey kam, um die Hülfe des Kaisers zu erflehen.

Ein alter Dichter, vielleicht Alkuin, der weise Lehrer Karls, *) hat diese Zusammenkunft, deren Feyerlichkeit durch die imposante Vermischung unzählicher unter den Waffen stehender Krieger, und eines mit den kostbaren Zierden der Kirche geschmückten Klerus erhöht wurde, in schönen Versen beschrieben. Auch Karls Nachfolger hielten sich oft in Paderborn auf, besonders Ludwig, Otto und Heinrich. Die Stadt ist indessen nicht beträchtlich, und ihr Handel ist es noch weniger, was bisher bey den meisten bischöflichen Städten Teutschlands der Fall war. Es ist aber zu hoffen, daß Paderborn, durch den glücklichen Impuls, den es durch seine Vereinigung mit dem Königreiche Westphalen erhalten hat, zu einem neuen Leben werde erregt werden.

Eine Viertelmeile von der Stadt, bey dem Zusammenflusse der Lippe, Alme und Pader, liegt das ehemalige bischöfliche Lustschloß Neuhaus, welches dadurch merkwürdig ist, weil nach der Meynung einiger Gelehrten, hier die berühmte Festung gestanden haben soll, die Drusus angelegt hat, um die Sikambrer im Zaume zu halten. Die lateinischen Historiker

*) Monumenta Paderbornens. S. 160.

nennen diese Festung Alison. Dio *) sagt, sie sey bey dem Zusammenflusse der Lippe und der Alison erbaut worden. Nach Tacitus lag sie an der Lippe, und nach Velleius war sie nicht weit von dem Ursprunge dieses Strohms und von dem Schlachtfelde entfernt, auf dem Varus unterlag. Alle diese Angaben bestätigen die Meynung des Bischofs von Fürstenberg, welcher die gedachte Festung in die Gegend von Neuhaus setzt. Zwar sucht man hier den Fluß Alison, von dem Dio redet, umsonst; aber ohne Zweifel bezeichnet er mit dieser Benennung die Alme, die auf diesem Punkt in die Lippe fällt. Noch sind daselbst die Spuren alter Befestigungen sichtbar; und das bey der Mündung des besagten Flusses liegende Dorf heißt Elsem, ein Name der offenbar Alison nachgebildet ist. Dieser entscheidenden Beweise ungeachtet setzt Ptolomäus sein Alison an den Rhein. Sein Irrthum wird aber klar, wenn man den Text des Tacitus vergleicht, der ausdrücklich sagt, daß Germanikus, alle Oerter zwischen dem Rhein und der Alison befestigt habe. **) Wenn man sich erinnert, daß noch in

*) Dio Cassius Lib. LIV.

**) Cuncta inter castellum Alisonem et

unseren Tagen anerkannte Geographen grobe Unrichtigkeiten sich zu Schulden kommen lassen; so wird man es begreiflich finden, wenn sich ein griechischer Geograph, in einer Zeit, wo unter den Nationen der Erde wenige Berührungen statt hatten, über die in Westphalen liegenden Ortschaften geirrt hat. Mannert und einige spätere Schriftsteller, nehmen, um alle Zweifel zu beseitigen, zwey Alison an, das eine an der Lippe und das andere am Rhein, bey Wesel; aber diese gewagte Voraussetzung beruht auf keinem historischen Grunde.

Um einen Begriff von der Wichtigkeit, die diese Festung für die Römer hatte, zu erhalten, muß man sich erinnern, zu welchem Zwecke, und gegen welche Feinde sie erbaut worden. Dio nennt als die letzten die Sikambrer. Dieß Volk, welches erst an den Ufern der Sieg wohnte, breitete sich nachher bis an den Rhein, die Ruhr, die Lippe und die Weser aus. Mächtiger und tapferer, als die anderen teutschen Völkerschaften, mußten die Sikambrer nothwendig den Haß der Römer auf sich ziehen. Die Antwort, die sie dem Cäsar gaben, als er sie

---

Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita. Annal. II.

um den Grund der gegen ihn erhobenen Feindseligkeiten befragen ließ, malt mit einem Zuge ihren energischen Charakter. „Der Rhein, sprachen sie, muß die Gränze des römischen Reichs seyn. Würde es Cäsarn nicht mißfallen, wenn die Teutschen gegen seinen Willen in Gallien eindrängen? Aber, was hat er für ein Recht, den Völkern diesseits des Rheins Gesetze zu geben?“ — Gewiß war es nicht leicht, ein Volk, das sich gegen den Ueberwinder der Gallier so kühn erklärte, zu unterjochen; was auch Cäsar nicht vermochte. Zweymal war er genöthigt, sich mit seiner von allen Seiten von den Teutschen angefallenen Armee zurück zu ziehen. Auch Drusus war im Anfange nicht glücklicher. Als er von den Ufern der Weser zurück kam, wurde er in engen Schluchten von den Sikambrern überfallen, und er wäre mit allen seinen Soldaten umgekommen, wenn nicht ihre strenge Disciplin sie gegen die blinde Wuth der Feinde geschützt hätte. Nachher, als er die Katten unterjocht hatte, war er mehr im Stande, seinen anderen Feinden die Spitze zu bieten, und er benützte ihren Rückzug, um in dem Lande der Sikambrer, das Kastell Alison anzulegen. Ohne Zweifel war dieß nicht die einzige Festung; weil er, nach dem Berichte des Florus, nur am

Rheinstrohme, deren mehr als fünfzig erbaut hat. Unterdessen diente das besagte Fort den Römern nur ungefähr 20 Jahre lange. Nach der Niederlage des Varus verließen sie dasselbe; unter dem Germanikus nahmen sie es wieder, aber sie behaupteten es nur bis unter die Regierung des Kaisers Klaudius, da sie es nicht mehr wagten, über den Rhein zu gehen.

Einige Meilen von Paderborn zeigt sich, auf einem ziemlich hohen Berge, ein ansehnliches, mit Thürmen umgebenes Schloß, Wewelsburg genannt; kein Denkmal der Römer, Franken oder Sachsen, sondern der Hunnen, welche bis nach Westphalen vorgedrungen waren, und nach einem achtjährigen Kriege von Karl d. G. gebändigt worden sind. Ehe man zu diesem Schlosse kommt, sieht man in der Mitte der Viehweiden einen Hügel, den die Hirten in ihrer Sprache den Hunenknap, das ist, den Hunnenhügel heißen. *) Wahrscheinlich ist

*) Auch im südlichen Teutschlande finden sich Namen, die auf eine ehemalige Niederlassung der Hunnen führen. So wird z. B. Hanenkam, der Name eines Gebirgs im Bayerischen Altmühlkreise gewöhnlich durch Cambus Hunnorum erklärt. S. Bernoulli Sammlung kleiner Reisebeschreib. 11. S. 268. A. d. H.

er auch das Grabmal eines Oberhaupts dieses Volks. Das Schloß selbst hat seine ursprüngliche Gestalt nicht mehr. Doch ist seine sonderbare Bauart noch immer merkwürdig, indem es einen Triangel darstellt, dessen drey Spitzen von runden und massiven Thürmen vertheidigt sind. Man erzählt von einem englischen Lord, der, vor ungefähr zehn Jahren, da er von diesem Schlosse hatte reden hören, aus England nach Westphalen reiste, es betrachtete, und dann sogleich wieder in sein Vaterland zurück gieng, um eine Kopie desselben zu erbauen.

Man kann nichts einsameres sehen, als die Abtey Böddecken, die eine halbe Meile von Wewelsburg, in einem dichten Walde gleichsam vergraben ist. Alte Eichen bedecken beynahe gänzlich die Gebäude. Kaum dringt das Tageslicht in ihre Zellen durch. So waren die Wohnungen der strengen Einsiedler in den ersten Zeiten des Christenthums beschaffen. Einen solchen Aufenthalt zu wählen, heißt in der That der Welt und ihren eiteln Freuden entsagen. Indessen haben Friede und Ruhe nicht immer in diesen einsamen Orten gewohnt, was aber vielleicht hier der Stifter, der heilige Menalphus verschuldet haben mag, der ohne Zweifel ein großer Heiliger, aber ein schlechter Politiker

war. Er bestellte nämlich, wie man erzählt, sechs Krieger, um für die Sicherheit der kleinen Gesellschaft von Klosterfrauen, die er hier versammelt hatte, zu wachen, und wies ihnen für ihre Mühe die um das Kloster her liegenden Güter an. Aber der heilige Mann hatte nicht bedacht, wie unklug es sey, die Sorge für junge Frauenzimmer den Söhnen des Mars anzuvertrauen. Die neuen Arguse verwalteten ihr Amt so gut und so schlecht, daß am Ende die guten Nonnen, auf alle Art gequält, das Kloster und seine Zugehörden an den Bischof von Paderborn abtraten, der Mönche dahin setzte. Endlich als die Preussen das Hochstift inne hatten, sekularisirten sie das Kloster, und verwandelten es in eine Meyerey, welches Schicksal alle Abbteyen hatten, die in den von ihnen als Entschädigung erhaltenen Landen lagen.

Die Ebene, das Sintfeld genannt, ist durch einen Sieg merkwürdig, den Karl d. G. im J. 794. auf ihr über die Sachsen erfocht, der aber weniger blutig war, als seine anderen, den unglücklichen Bewohnern dieser Gegend gelieferten Schlachten. Sie waren hier versammelt, und erwarteten den Augenblick, um ihn anzugreifen; aber seine Ankunft setzte sie so in Schrecken, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben.

Nach seiner gewöhnlichen Politik verzieh ihnen Karl; aber er versetzte einen Theil der Nation in entfernte Länder. Er ahmte damit die Römer nach, die sich dieser Maaßregel öfters bedienten. Tiberius z. B. schickte einst 40,000 teutsche Gefangene nach Gallien, daß sie sich daselbst ansiedeln sollten.

Einige Meilen vom Sintfelde liegt die Stadt Stadtberg, auf einer Höhe, über der Diemel. Sie hieß ehemals Mons Martis, oder Eresburg, und war zur Zeit der heidnischen Sachsen berühmt, wegen eines prächtigen Tempels, des schönsten und reichsten im ganzen Lande, wo der Nation das große Ideal, die Irmensäule, zur Verehrung ausgesetzt war, welche auch Hermesaul, Armensul, Erminsul genannt wird. Diese verschiedene Benennungen haben unter den Gelehrten auch verschiedene Meynungen von der Gottheit, welche die Säule vorstellen soll, veranlaßt. Einige sahen in ihr den Merkur, andere den Mars. Nach einigen heißt das Wort Irmensäule so viel als „allgemeine Säule“ oder „öffentliche Zuflucht“, nach andern war sie zur Ehre des tapfern Heermann errichtet. Es ist schwer, über einen so unbestimmten Gegenstand zu entscheiden, von dem man nur unsichere Angaben hat. Doch dünkt es mich am

wahrscheinlichsten, daß die Irmensäule eine Statue des Kriegsgotts war; und diese Meynung wird durch den Namen des Berges, die Gewohnheit vieler teutscher Völker, den Kriegsgott, als den ersten aller Götter zu verehren, *) und durch die Attribute dieses Bildes, mehr als jede andre unterstützt.

Nach Cranz, der eine historische Beschreibung von Sachsen herausgegeben hat, stellte die Irmensäule einen vom Fuß bis auf den Kopf geharnischten Menschen vor, in einem mit Blumen besäten Felde stehend, der in der einen Hand eine Rose und in der andern eine Waage hält, und auf der Brust einen Bären, und auf dem Schilde einen Löwen trägt. Ich gestehe, daß mir die Rose nicht zu den Attributen des Kriegsgotts zu gehören scheint, obgleich Cranz in ihr ein sehr ausdrucksvolles Emblem von dem Schicksale des Kriegers findet. Aber in Gegenständen dieser Art giebt es immer mehr Zweifel als Gewißheit, und was man darüber sagen kann, beruht nur auf Vermuthungen. Es ist unangenehm, daß sich Karl d. G. durch seinen heftigen Eifer verleiten ließ, in dem Laufe seiner Eroberungen, alle religiösen Denkmale der Sachsen gänzlich zu zerstören. Doch bemächtigte

*) Tacit. hist. IV. und Sueton. Tiber. 9.

er sich immer erst der Schätze und der Zierden, die er dabey vorfand. Wenigstens geschah dieß in dem Tempel, in dem die Irmensäule stand; er wurde ausgeleert, und dann von Grund aus zerstöhrt. Die Geschichtschreiber versichern, daß die Armee, für die drey Tage, deren sie zu Zerstöhrung bedurfte, kein Wasser hatte; aber plötzlich sprang es aus der Erde, und ergoß sich im Ueberflusse, bis das Geschäft vollendet war. Wären diese Geschichtschreiber bessere Geographen gewesen, so würden sie sich die Mühe erspart haben, ein solches Wunder zu erfinden; sie hätten dann gewußt, daß die Diemel, welche an dem Fusse des Stadtbergs vorüber läuft, zu allen Zeiten, der zahlreichsten Armee, Wasser genug gewährt; aber immer gehen Unwissenheit und Aberglauben Hand in Hand. Karl begnügte sich indaß nicht damit, diesen heidnischen Tempel zu zerstören; er ließ auf der nämlichen Stelle eine christliche Kirche bauen, welche im J. 799. von dem Papste Leo III. der, wie wir wissen, den fränkischen König in Paderborn besuchte, eingeweiht wurde. In der Bulle, welche der Pabst bey dieser Gelegenheit bekannt machte, sprach er den Fluch über diejenigen aus, die sich unterstehen würden, eine feindliche Hand an dieses Heiligthum zu legen, oder es seiner Güter zu berauben.

Demungeachtet machten sich die Hessen i. J. 1646. Meister von Stadtberg, zerstörten die Kirche, und bemächtigten sich aller ihrer Reichthümer. Der Berg, auf welchem diese Stadt liegt, bildet die äusserste Spitze der Teutoburgischen Gebürgkette, und erhebt sich beträchtlich über die anderen Berge derselben, von denen viele noch mit finstern Waldungen bedeckt sind, und den wilden Anblick darbieten, den in den alten Zeiten ganz Teutschland gewährte. Hier empfindet man — wie Thomas in Beziehung auf die alte Poesie sagt,*) — die Melancholie, welche die Menschen erfüllte, die ein einsames, herumirrendes Leben führten, und empfänglicher für das Gefühl, als für das Nachdenken, an den Ufern der Seen, auf den Meeren und in den Wäldern die Stimme der Natur vernahm; die in dem Gewitter und in dem Brausen der Winde den Ruf der Gottheit hörten, alles ungebaut antrafen und nichts veredelten, das Leben wenig achteten und dem Tode trotzten, und immer die Bilder ihrer Voreltern vor sich sahen, bald in den Wolken, die über ihnen schwebten, bald in den grauen Steinen, welche, mitten in ihren Haiden, ihre Grabmale bezeichneten, und auf die sich oft der ermüdete Jäger niederließ."

*) Essais sur les Éloges, Chap. III.

Die Ufer der Diemel sind indessen angenehm und sehr fruchtbar. Ueberall sieht man steinene Kreuze, als Denkmale von Reisenden, die in dem austretenden Flusse verunglückt sind. Diese frommen Monumente vermehren noch die peinliche Empfindung, welche der Anblick dieser beynahe wüsten Gegenden erregt, wo sich dem Auge nichts darbietet, als armselige Dörfer, Ruine von alten Schlössern, Mühlen, oder Hütten armer Holzhacker. Selten erhebt sich die Spitze eines gothischen Glockenthurms in der Mitte eines dichten Waldes, die Wohnung frommer Klosterleute anzeigend. Aber auch diese haben nun ihre stillen Sitze verlassen müssen, und bald werden ihre Klöster diesen Trümmern aus der Zeit des Feudalsystems gleichen, die man auf den Bergen zerstreut sieht. Es bedürfte des Pinsels eines Chateaubriant, um die Empfindungen darzustellen, welche diese Erinnerungen in der bewegten Seele des Reisenden hervor bringen.

Von den Ufern der Diemel gieng ich wieder nach Paderborn zurück, um meine Reise in die anderen Gegenden Westphalens fortzusetzen. Ich schlug den Weg gegen die Ems ein, welche, wie man weiß, einen Theil des ehemaligen Hochstifts Münster durchströhmt. Die Ufer dieses Flusses erinnern an die letzten Begebenheiten aus

der Geschichte der Römer in Teutschland. Sie waren von den Brukteren*) bewohnt, welche in die großen und kleinen Brukteren eingetheilt wurden. Jene saßen auf der östlichen, und diese auf der westlichen Seite des Flusses, bis an die Lippe. In allen Kriegen der Germanen gegen die Römer spielten sie ihre Rolle, indem sie die innigsten Bundesgenossen der Cherusker waren. Tacitus berichtet, daß sie unter der Regierung des Nerva, also am Ende des ersten Jahrhunderts, den Haß der Angrivarier und Chamaver auf sich gezogen, von ihnen gänzlich geschlagen, und aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden seyen. Aber Tacitus ließ sich, wie Mannert sagt, durch eine Zeitungsneuigkeit irre führen. Die Brukterer konnten wohl mit ihren Nachbarn Krieg geführt haben; aber sie behaupteten ihre Ländereyen an der Ems**); denn man sieht aus

*) Strabo nennt sie Bucteri und Ptolemäus Busacteri. Beyde haben unrecht. Denn der Name Brukteren kommt. nach der Meynung des Bischofs von Fürstenberg, von den sumpfigten Gegenden her, die sie bewohnen, und die in der Sprache des Landes „Brüche" genannt werden.

**) Tacitus irrt sich auch, wenn er die Chamaver in die von den Brukteren eroberten Orte setzt. Dieselben bewohnten das Land zwischen der Weser und dem Harz.

einer Nachricht des Plinius, daß sie unter der Regierung des Trajan einen König hatten, und man weiß, daß sie mit den Franken vereinigt waren, als diese in Gallien einfielen. Seit der von den Sachsen über sie erfochtenen Niederlage, im achten Jahrhundert, ist ihr Name in der Geschichte erloschen.

Germanikus drang in seinem Feldzuge gegen die Teutschen, welche sechs Jahre zuvor durch die Schlacht gegen den Varus, dem römischen Namen einen so grossen Schandflecken angehängt hatte, bis in diese Gegenden durch. Er ließ es nach seiner Ankunft, nachdem er durch vier von Cecinna kommandirte Legionen das ganze Land verwüstet hatte, sein erstes Geschäft seyn, den Kriegern, die in der besagten Schlacht gefallen waren, und deren umher liegende Reste noch ihre Niederlage bezeugten, ein ehrenvolles Begräbniß zubereiten. Die Erzählung, welche Tacitus in dem ersten Buche seiner Annalen von dieser traurigen Ceremonie giebt, ist rührend, und beweist den tiefen Eindruck, den das Unglück des Varus auf alle Römer gemacht hatte.

Der Boden in dieser Gegend besteht meistens aus Sand. Das Land ist durchaus eben und flach. Bey dem Eintritte in das Gebiet von Münster bemerkt man mehr Thätigkeit und Wohlstand,

als in den andern Strichen von Westphalen. Alle Bauernhäuser sind gleichförmig gebaut. Sie bestehen nämlich aus einer großen, sehr hohen und finstern Scheuer, die, mit dem Speicher das halbe Gebäude einnimmt, und am Ende derselben findet sich die Küche, die ein geräumiges Gemach vorstellt, das zugleich zum Speisen, Schlafen und Arbeiten dient. Das Bett steht in einem großen Kasten, der den Tag über durch eine Schiebwand verschlossen ist. Neben dem Ehebette sieht man die Wiege des Kindes, und ein wenig weiter hinweg bey dem Feuer den Stuhl des Großvaters; ein auffallendes Bild der drey Epochen des menschlichen Lebens. Die armen Leute haben in ihrer Wohnung keine andere Oeffnung, als die Thüren, um den Rauch hinaus gehen zu lassen. Die Schünken, die sie hier aufhängen, um sie nachher zu verkaufen, werden in dieser steten Räucherung vortrefflich.

Die Sprache des Landes ist ein verdorbenes Teutsch, mit einem Zusatze von altem Sächsisch vermischt. Sie hat, wie alle Provinzialdialekte sehr ausdrucksvolle Bezeichnungen. Aber das ist sonderbar, daß die zwey stärksten Beschimpfungen, nämlich die Worte Raker und Schubi-Ak orientalischen Ursprungs sind, indem das eine aus dem Hebräischen und das andere aus dem Tür-

kischen herkommt.*) Mögen die Philologen entscheiden, auf welche Weise zwey morgenländische Schimpfworte den Weg nach Westphalen gefunden haben. In den Beziehungen der Wochentage haben sich die Namen einiger altteutschen Gottheiten erhalten. Der Samstag z. E. heißt in der Westphälischen Landessprache Saterdag, (der Tag des Sater,) der Mittwoch Wohnsday, oder Gunsdag, (der Tag des Wodan), ꝛc. Im Dänischen wird der Donnerstag Thursday, d. i. der Tag des Thur genannt, welches eine Gottheit der alten nordischen Völker war; in dem Städtchen Beckum, im Münsterlande, sieht man aber noch über dem Thore der Stadt ein kleines Bild dieses Thur oder Thor.

Als ich das Städtchen Telgte betrat, das zwo Meilen von Münster entfernt ist, fand ich dasselbe zu meiner Verwunderung mit gleichförmig gekleideten Bauern angefüllt; sie trugen braune Röcke und redeten eine seltsame Sprache. Man sagte mir, diese Leute seyen, ihrer Gewohnheit nach, wallfahrten hieher gekommen, um die

*) Raker von Raka, Matth. 5, 22. Schubi-Ak ist der Namen einer in der Türkey sehr verachteten Sekte. Man sehe über dieses Wort Diderots Opinions des anciens Philosophes III. Art. 5.

Muttergottes von Telgte anzubeten, und ihre Heimath sey das Land der — Wilden. Ich verstand diesen Ausdruck nicht sogleich. Erst nach mehrern Erkundigungen erfuhr ich, man gebe diese Benennung den Bewohnern des Saterlands, einer in Nieder-Münster liegenden, an Oldenburg anstossenden Gegend, die ringsum von Morästen und Heiden eingeschlossen ist. Dadurch wird dieß Völkchen gleichsam isolirt, und so unterscheidet es sich von den übrigen Bewohnern Westphalens durch seine eigenthümlichen Sitten. Dieß ist vielleicht eines der Völker der Erde, das der andern am wenigsten bedarf, und das sogar sie gänzlich entbehren könnte. Es nährt sich von Heidekorn, der einzigen Getreideart, die auf seinem Boden wächst, und wovon es sich nahrhafte Speise bereitet. Seine Hauptbeschäftigung besteht im Torfstechen, und es findet in diesem Produkte ein Mittel zur Nahrung, zur Heizung, und dann noch zur Färbung des groben Tuchs, in das Männer und Weiber sich kleiden. Die Völker der frühsten Weltalter konnten, wie es scheint, weder eine einfachere Lebensart, noch unschuldigere Sitten haben, als die Bewohner des Saterlands. Alle Jahre wallfahrten sie zu der Muttergottes nach Telgte; und obgleich bey dieser Wanderung beyde Geschlechter unter einander

vermischt sind, so geschieht doch nie die mindeste Unordnung. Jeder Mann und jede Frau ist mit einem Brod von Heidekornmehl versehen, das sie in einem Sacke auf dem Rücken tragen; dazu trinken sie für zwey Kreuzer Bier, zwey Kreuzer zahlen sie für ihr Nachtlager, und den andern Tag kehren sie lustig und vergnügt in ihr Land zurück, und erzählen das ganze Jahr hindurch ihren Kindern von den Wundern, die sie auf ihrer Wallfahrt gesehen haben. Hr. Hoche, in seiner Reise durch das Münsterland, hat den Charakter, die Sitten und die Sprache der Saterländer sehr interessant dargestellt. *) Dieß Werk verdient gelesen zu werden, wenn man einen genauen Begriff von diesem wahrhaft sonderbaren Völkchen erlangen will. —

Münster, eine der größten und ältesten Städte von Westphalen, liegt in einer ganz

*) Der Titel dieser Schrift ist: Reise durch Osnabrück und Nieder-Münster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen, von J. G. Hosche (Prediger zu Rodingshausen in der Grafschaft Ravensberg.) S. Bremen 1800. Einen Auszug daraus in Beziehung auf das Saterland, findet man in meiner Nat. Chronick der Teutschen, 1801. Nro. 31. A. d. H.

flachen Gegend. Ein kleiner Fluß, die Aa genannt, durchströhmt sie, und verbreitet, durch ihr langsam dahin schleichendes Wasser, im Sommer einen unangenehmen Geruch. Es ist Schade, daß die Stadt nicht an einem größern Flusse, z. B. an der zwey Meilen entfernten Ems liegt, die Gesundheit der Einwohner, der Handel und die Industrie würden viel dadurch gewinnen. Die öffentlichen Spaziergänge, und das Schloß der ehemaligen Bischöfe, mit einem großen Garten, tragen viel zur Verschönerung der Stadt bey, und sie würde noch blühender seyn, wenn die Bischöfe, statt die beträchtlichen Einkünfte des Landes in den großen Städten zu verzehren, an der Verbesserung des Schicksals ihrer Unterthanen hätten arbeiten wollen. Endlich fiel das Land an Preussen, das aber nur etliche Jahre in seinem Besitze blieb.

Münster war etliche mal der Schauplatz denkwürdiger Ereignisse, besonders zur Zeit der Wiedertäuferischen Unruhen, des Westphälischen Friedens, und der Kriege Ludwigs XIV. Die erste dieser Begebenheiten war die traurigste für die Einwohner. Ein Schneider von Leiden, Namens Johann Bokels, machte sich eine Parthie unter der Sekte der Wiedertäufer, stellte sich an die Spitze eines Haufens von Schwär-

mern, zog nach Westphalen, kündigte sich als einen Boten Gottes an, gesandt die Religion und die Sitten umzubilden, begab sich nach Münster, und errichtete daselbst den Sitz seines Reichs. Dieser verschmitzte Mensch hatte alle Anlage, um ein zweyter Mahomed zu werden. Er vernachlässigte das Zeitliche nicht um des Ewigen willen, regierte in seinem Gebiete wie ein wahrer asiatischer Despot, umgab sich mit einem glänzenden Hof und einer Menge von Weibern und Wachen; und ertheilte seine Befehle durch das Organ von Ministern, die ihm sklavisch gehorchten. Unterdessen versammelte der Bischof seine Truppen, und belagerte die Stadt. Johann von Leiden vertheidigte sie mit äusserster Hitze, während der Hunger einen großen Theil der Einwohner hinweg rafte, und den andern den Muth benahm. Endlich wurde die Stadt im Sturme genommen. Aber die Wiedertäufer verschanzten sich hinter einer Wagenburg, und ergaben sich erst, als alles verlohren war. Johann und seine beyden ersten Minister wurden (i. J. 1535.) unter den grausamsten Martern hingerichtet, und ihre Leichname in eisernen Kesichen an einem hohen Kirchthurm aufgehängt, wo man die letztern noch sieht. Was hätte ein so unternehmender und unersckrocke-

ner Mann, wie er, werden können, wenn er, zum großen Glücke des Landes, das unter seiner Tyranney seufzte, nicht auf der ersten Stufe seiner Laufbahn stehen geblieben wäre.?*) Noch zeigt man in Münster in einem Privathause ein sehr großes Bett, worinn Johann mit seinen sieben Weibern geschlafen haben soll. Alle Jahre feyert man in der Hauptkirche ein großes Fest, zum Andenken an die dem rechtmäßigen Regenten gelungene Wiedereroberung der Stadt.

Auch wurde hier, i. J. 1648. der Westphälische Friede von den Gesandten der katholischen Mächte geschlossen und unterzeichnet. Die Abbildung der letztern sieht man noch auf dem Rathhause der Stadt.

Es ist erstaunlich, daß Ludwig XIV. in einem Bischofe dieses Landes einen Mann fand, der kühn genug war, ganz allein die Holländer anzugreifen, welche der König zu unterstützen be-

*) Das Museum Napoleon besitzt unter den Früchten der letzten Eroberungen in Teutschland ein Gemählde von Florissa, welches das Bild dieses Ungeheuers darstellt. Man kann es nicht betrachten, ohne durch die in seinen Zügen ausgedrückte brutale Wildheit erschüttert zu werden, während das Bild seiner Frau, das den Pendant dazu ausmacht, die Anmuth selbst ist.

schlossen hatte. Dieß war Bernhard von Galen, ein sonderbarer Mensch, wie Voltaire sagt, den die Geschichte nicht vernachlässigen darf: aber die Weise, in welcher dieser Schriftsteller von ihm spricht, ist keines Historikers würdig, und beweist, daß er manchmal nach Pasquillen arbeitete, und nicht nach authentischen Quellen. Man höre die herabwürdigenden Züge, womit er ihn charakterisirt: „Bernhard war der Sohn eines Mörders, und im Gefängnisse gebohren, in dem sein Vater 14 Jahre hindurch zugebracht hatte. Durch Ränke, die das Glück begünstigte, war er zur Inful von Münster gelangt. Kaum war er erwählt, als er den Versuch machte, die Stadt ihrer Freyheiten zu berauben; sie leistete ihm Widerstand. er verheerte mit Feuer und Schwerdt das Land, das ihn zu seinem Hirten erkohren hatte; und auf gleichen Fuß behandelt er sein Stift Korvey. Man betrachtete ihn als einen gedungenen Räuber, der Geld von den Holländern nahm, um ihre Nachbarn, und von Frankreich, um die Holländer zu befehden.“ — Alle diese ganz falschen Züge sind aus einer Schmähschrift geschöpft, die einige Zeit nach des Bischofs Tode zu Amsterdam erschien: aber wird ein guter Geschichtschreiber sich solcher Produkte als Quellen bedienen? und

wenn er es thut, wagt er nicht die Gefahr, in dieselbe Klasse mit seinen pasquillantischen Gewährsmännern gesetzt zu werden? Hätte Voltaire die von Johann von Alpen in ziemlich gutem Latein geschriebene Biographie dieses Bischofs gekannt,*) er würde sich vielleicht gehütet haben, das Andenken eines Mannes zu beschimpfen, der, aus einer edeln Familie des Landes entsprossen, durch Muth, Energie und militärische Talente so viel Lob verdiente, als irgend ein großer General. Es ist wahr, er war Bischof; aber war er nicht auch Landesherr, und hatte er nicht die Pflicht, sein Land gegen die Angriffe eines mächtigen Nachbarn, der von einem noch mächtigern unterstützt war, zu vertheidigen? Allerdings hat ihn sein kriegerischer Geist manchmal hingerissen, die Gränzen der Mässigung zu überschreiten, und Handlungen zu begehen, die man nur durch das unglückliche Recht des Kriegs entschuldigen kann. Sein Biographe übergeht dieß mit Stillschweigen, und das verdient unsern Tadel; dagegen verbreitet er keine solche Lügen, wie Voltaire, und verdient, in dieser Hinsicht,

*) De vita et rebus gestis Christophori Bernhardi, episcopi et principis Monasteriensis, Decas, a Jo. ab Alpen. 2 Voll. 12. 1694.

weit mehr Glauben und Achtung, als er. Man ist des Namens eines Geschichtschreibers nicht würdig, wenn man, um seinen Witz glänzen zu lassen, versäumt, die Thatsachen genau zu erheben, und die reine Wahrheit darzustellen. —

Ein großer Theil der Umgebungen von Münster besteht aus Haiden, weßwegen auch das Land nicht so bevölkert ist, als es seyn könnte. Gegen Frießland hin sticht man eine Menge Torf, und das Erdreich ist ziemlich sumpfig. Man muß sogar die gangbaren Wege kennen, damit man nicht Gefahr läuft, zu verirren, und in dem schwankenden und hohlen Boden unter zu sinken. Auf dieser Seite findet man häufig alte Gräber, die mit großen Steinen bedekt sind, und Urnen, mit Waffen oder Münzen. Man sieht auch, unweit Meppen, Spuren von einem Lager des Wittekind.

Von Münster bis Osnabrück rechnet man zwölf Meilen. Eine Beschreibung dieser Hauptstadt des ehemaligen Hochstifts gleiches Namens liegt nicht im Plane dieses Aufsatzes; dagegen mögen einige allgemeine Bemerkungen über den Boden dieses Landes an ihrer Stelle seyn. Er liegt in gleicher Höhe mit den anderen bisher genannten Gegenden, und bildet den Uebergang der Teutoburgischen Berge in das tiefere Gelände von

Holland. Auch hier giebt es eine Menge Torf, weil sich hier die mineralische Lauge des ganzen Landes sammlet. In einigen Orten finden sich viele Steinkohlen, die in den Bergen von Osnabrück von vorzüglicher Güte sind, deßgleichen brechen verschiedene Arten von Marmor und Kristall, von denen die größten von 2 bis 3 Linien bis einen halben Zoll im Durchmesser haben, und woraus man ein sehr gutes Pulver zum Poliren des Glases verfertigt. Unweit der Stadt Laer findet sich eine Kalksteinschichte, die aus Versteinerungen von Moos, Gras und Schilf besteht, dessen Stengel sehr dick sind, und gewöhnlich zu zwanzig bis dreissig auf einander liegen. Klopft man auf diese Steine, so geben sie einen Klang, wie das Metall; beym Bauen angewandt, werden die Mauern durch sie sehr fest. Die Berge und die Steinbrüche enthalten eine Menge Seeprodukte, und liefern den Liebhabern kostbare Stücke in ihre Kabinete.

In der Nähe von Osnabrück ist der Boden durch große unterirdische Gewölbe ausgehöhlt, welche sich auf eine unbestimmbare Entfernung erstrecken. Wißbegierige Leute haben ganze Tage darauf verwendet, sie zu durchlaufen, ohne ihr Ende finden zu können. Diese unterirdischen leere Räume haben ohne Zweifel die Erscheinung ver-

anlaßt, welche i. J. 1782. statt hatte, und die für das ganze Land traurig werden konnte. Eine Frau nämlich gieng nach dem anderhalb Meilen von Osnabrück entfernten Dorfe Venne. Plötzlich hörte sie ein fürchterliches, einem heftigen Orkane gleichendes Brausen unter ihren Füßen, das aus dem Innern der Erde kam; und unmittelbar darauf entstand, mitten auf dem Wege eine Oeffnung in der Erde, von der Größe eines Schöpfbronnen. Erschreckt durch diese Erscheinung, und beynahe betäubt, durch das unterirdische Getöse das sich immer heftiger hören ließ, floh die Frau in ein einzelnes, ungefähr 300 Schritte von dem Wege entferntes Haus. Unterdessen wurde die Oeffnung immer größer; die folgenden Tage bildete sie sich in einen Abgrund von 150 — 200 Fuß Tiefe, und mehr als 200 Fuß im Umfange. Es ist zu besorgen, daß der sich gegen seinen Mittelpunkt neigende Rand des Abgrunds einmal einsinke, und mit der ganzen ihn umgebenden Gegend zusammen stürze.

Zwischen Osnabrück und Osterkappeln sieht man eine andere Merkwürdigkeit, die aber das Werk menschlicher Hände zu seyn scheint, nämlich den sogenannten Sonnenstein, der vermuthlich zur Ehre der von den alten Teutschen angebeteten Sonne errichtet ist. Dieser Stein hat

16 bis 20 Fuß Höhe, 9 Fuß Breite, und 4 bis 5 Fuß Tiefe. Einen ähnlichen findet man drey Viertelmeilen von Osnabrück in einem Walde, der auch durch seine natürliche Beschaffenheit merkwürdig ist, indem er aus einer Anhäufung unzählicher kleinen Steine besteht, welche die Gestalt von Linsen, Erbsen und andern Hülsenfrüchten haben. Man findet in den Steinbrüchen des Landes ansehnliche Schichten von dieser Steinart.

So weit das Tagebuch meiner Reise! — Was ich über den Charakter und die Sitten der Bewohner dieser Gegend noch hinzu zu setzen habe, besteht in wenigen Worten. Seinen alten Gebräuchen mit fester Treue ergeben, scheint es dieses Volk zur allgemeinen Maxime seines Handelns gemacht zu haben, in nichts von der Väter Weise abzugehen. Auch findet alles Neue bey ihm schweren Eingang, selbst wenn auch seine Nützlichkeit anerkannt ist. Es ist seinem Regenten getreu, und arbeitet mit Beharrlichkeit, aber ziemlich langsam. Es sind in diesem Lande einige berühmte Männer gebohren worden, unter denen ich nur den berühmten Kupferstecher Aldegrever nenne, von dem das Kupferstichkabinet der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris einige gute Stücke besitzt. *)

*) Unter andern die Abbildung eines Herzogs von Kleve,

Noch verdient eine sonderbare Meynung bemerkt zu werden, die ein sehr geistreicher Schriftsteller dieses Landes, vor ungefähr 20 Jahren bekannt gemacht hat. Derselbe behauptete nämlich, daß die Soldaten, welche Christum gekreuzigt haben, aus Westphalen gewesen seyen. Aus seiner Abhandlung geht hervor, daß die Kohorte des Vicekönigs in Jerusalem aus westphälischen Landsleuten bestand, so wie August selbst eine teutsche Leibwache hatte, und daß die Soldaten dieser Kohorte zur Hinrichtung des Stifters unsrer Religion kommandirt waren. Aber was kann man nicht beweisen mit Witz, und mit einem bischen Wissen?

---

und eine Rhea Silvia, die mit viel Fleiß und Zartheit ausgeführt sind.

Die
Kämpfe Ludwigs des Baiers und Friedrichs von Oesterreichs, um die teutsche Königskrone.

(Zeitraum von 1314. bis 1330.)

Schon seit dem Jahre 1622 steht das prächtige Monument Ludwichs des Baiers, errichtet von dem Herzoge Maximilian I. in der Frauenkirche in München, theuere Erinnerungen in dem Gemüthe des vaterländischen Anschauers erregend. Aber auch in unseren Tagen hat man nicht versäumt, in ihm der Tugend der Vorzeit die wohlverdiente Huldigung darzubringen. Um das Andenken des frommen Ahnherrn zu erneuern, hat der edle König Maximilian, im J. 1808. verordnet, *) daß an der Landstraße, unweit dem Kloster Fürstenfeld, wo Ludwig am 11. Oktober 1347. in den Ar-

*) S. Chronik der Teutschen. 1808. Nro. 44.

men eines Bauern starb, ein vierzig Fuß hoher Obelisk sich erheben, und dem Wanderer den Namen eines unvergeßlichen Regenten aus dem teutschen Alterthum verkünden soll, der mit Verstand und tapferm Muthe viel Großes gethan, aber manchmal auch, menschlich wankend, viel Widriges erduldet hat. Und zwey Jahre später hat die Akademie der Wissenschaften in München, dem Wetteifer guter und forschender Köpfe und patriotisch gesinnter Gemüther eine Biographie Ludwigs als Stoff ihres Fleißes vorgelegt, dessen Resultate die kundigen Beobachter mit Ungeduld und nicht ohne große Hoffnungen erwarten. So wie für den bildenden Künstler ist auch dieser Held ein schöner und anziehender Gegenstand für den Historiker. Zwar ist sein Leben nicht ohne Schattenparthien und sein Charakter nicht ohne Blößen. Aber die vollendete Tugend gäbe ja nie ein Objekt für die Geschichte, deren Aufgabe immer die bleibt, zu zeigen, wie im Kampfe zwischen dem Göttlichen und dem Gemeinen das eine dem andern unterlag, und deren Interesse in dem Verhältnisse wächst, in dem dieser Kampf mehr oder minder heroisch war, und ein mehr oder minder großes Maaß von Kraftaufwand offenbarte. Ein solches Heldenstück ist Ludwigs Leben. Immer

steht er, wo nicht durch den Erfolg, doch durch muthig strebenden Sinn als Sieger, hier dem österreichischen Friedrich, und dort dem unversöhnlich erbitterten Pabste gegenüber, sein von ihm glücklich gewähltes Sinnbild im Auge behaltend, — ein Schiff, das mit ausgespannten Segeln, im gräßlichsten Sturm, ruhig durch Klippen hingleitet; und daß höhere Ansichten als die der bloßen Politik seines Lebens Triebwerk und Richtschnur waren, verkündigte sein Wahlspruch: „Nur was Recht ist, ist auch gut!" *) — Ein solcher Mann, zumal wenn er an der Spitze eines mächtigen Volkes steht, verdient doch wohl durch den Griffel der Zeit wieder zum Leben geweckt zu werden. Wenn die Enkel an Unmuth und Kraftnachlaß leiden, was kann zu neuer Erhebung sie stärker reizen, als wenn aus einer sturmvollen Zeit die Geister der alten Helden zu ihnen herüber schweben?

Es lebte in Ludwigs kraftvollem, majestätisch gebauten Körper, ein lichter, freyer und edler Geist, Güte und Milde und unerschütterliches Bestehen auf Wahrheit und Recht waren die Grundsätze seines Charakters. Freundlich und liebreich neigte er sich den Armen und Leidenden

*) Sola bona, quae honesta!

und zumal dem Verdienste zu; Haß und Rache waren ihm fremd; leicht täuschte der arglistige Trug sein gutes Herz; von seinem Verhängnisse immer in wilde Kriege verwickelt, die er besonnen und tapfer führte, liebte und ersehnte er unaufhörlich den Frieden und sein Glück; ein treuer Gatte und ein zärtlicher Vater, ward es ihm nie so gut, für die Seinen leben zu können, und was er für das Beste der innigst geliebten Unterthanen leistete, war bey weitem nicht Alles, was er wollte. Die Bösen kannten die Weichheit seines Herzens, und mißbrauchten sie; aber die Guten hatten nirgends einen holdern und standhaftern Beschützer. Planmäßige Wirthschaft war nicht seine Tugend, und das setzte ihn oft in Verlegenheit; auch ermüdete er zu bald in der Anstrengung, worüber oft der glücklichste Moment verlohren gieng; den Versuchungen, die Macht seines Hauses zu vermehren — die gefährlichsten unter allen, die die Menschen betreten können, — widerstand er nicht immer, selbst wenn die Politik Entsagung forderte; und wie es bey Gemüthern, in denen die Empfindung vorschlägt, immer der Fall ist, die Eindrücke, welche die Menschen oder die Erscheinungen außer ihm auf ihn machten, änderten oft schnell und zur Unzeit richtig gedachte und beharrlich ver-

folgte Plane. Darum war es ein Glück für ihn, daß er sich mit einem schönen Kreise weiser und tapferer Freunde umgab, unter denen besonders die beyden Ludwige von Oettingen, der Graf Berthold von Hegerberg, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und sein Geheimschreiber Ulrich Langenohr seines Vertrauens werth waren. In allen wichtigen Geschäften vernahm er ihr Gutachten; auch blieb er den Bewährten ein unwandelbarer Freund, und kein Zwiespalt der Meynungen stöhrte das trauliche Verhältniß; bey seinem eigenen hellen Blick, seiner tiefen Einsicht und seinen Erfahrungen glaubte er doch guten Rath nicht entbehren zu können; aber er bedurfte desselben mehr für sein Herz, als für seinen Verstand. Wie die meisten Prinzen aus dem edeln Stamme der Wittelsbacher liebte und förderte er Wissenschaft und Kunst, zog aus fernen Ländern die gelehrtesten Männer an seinen Hof, und unterstützte thätig die Anstalten für die geistige Kultur. Die Sprache des Vaterlandes suchte er zur allgemeinen Urkundensprache zu machen. Er hat zuerst in öffentlichen Ausfertigungen sich des Worts „Kaiser" bedient. *) Unter den teutschen

*) Wie Longolius nachweist, in Meusels historischen Untersuchungen. 1. Bd. 2. St. S. 30.

Königen war er der letzte, auf den der päbstliche Bannstrahl fiel: aber wenige haben für Teutschlands Befreyung von den Ketten der geistlichen Gewalt so viel gewagt und geduldet, als er.

Das Schicksal ließ es Ludwigen nicht an Gelegenheit fehlen, die Anlagen, die ihm die Natur gegeben hatte, im Kampfe mit der Widerwärtigkeit zu entwickeln und auszubilden. Schon sein jugendliches Leben war voll Drangsale und Gefahren. Er mußte sein väterliches Erbe im eigentlichen Sinne erkämpfen. Die beyden Brüder, die Herzoge Ludwig der Strenge und Heinrich hatten nämlich im Jahre zwölf hundert und fünf und fünfzig das gesamte Gut des Hauses Wittelsbach, an Land und Leuten, dergestalt getheilt, daß jener in Ober-Baiern und der Pfalzgrafschaft am Rhein, dieser aber in Nieder-Baiern regierte. Der erstere hinterließ, als er im J. 1294 starb, zween Söhne, Rudolphen den Stammler genannt, und unsern Ludwig, der bey dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt war. Rudolph war ein harter Mann, herrschsüchtig und ungerecht. Die Gesetze wollten, daß die Mutter Mechtilde, als Vormünderinn des minderjährigen Bruders, das väterliche Erbe in Gemeinschaft mit ihm verwalte. Aber er entschlug sich ihrer lästigen

Mitwirkung, zog alle Gewalt an sich, und um der Gunst des Richters bey ihren Klagen sicher zu seyn, nahm er die Tochter des Königs Adolphs zur Gemahlinn und verband sich mit ihm zum Schutz und Trutz. Da floh Mechtilde, mit ihrem Sohne Ludwig, zu ihrem Bruder, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, der mit Adolphen um die teutsche Königskrone stritt. Der Letztere verlohr in der Schlacht bey Worms (3ten July 1298.) das Leben, nachdem er zuvor schon des Throns entsetzt worden war, und drey Jahre später nahm Albrecht, mit siegreichen Waffen ihn verfolgend, an Rudolphen die Rache, die er durch seine Verbindungen mit dem gestürzten Könige sich zugezogen hatte. Der Sieger erkannte, daß er Ludwigen, der damals fünf und zwanzig Jahre alt war, zum Mitregenten annehmen sollte. Die gemeinschaftliche Regierung konnte die eifersüchtigen Brüder nicht versöhnen. Indessen hatte Ludwig den Schutz des Kaisers. Aber als dieser unter den Händen seiner Mörder fiel, erwarb sich Rudolph die Gunst seines Nachfolgers Heinrichs VII. indem er seinen ältesten Prinzen mit dessen Tochter verlobte. Ludwig drang nun selbst auf eine Theilung des Guts. Diese kam im J. 1310. zu Stande. Der ältere Bruder erhielt

den jenseits der Isar gelegenen Theil von Ober-Baiern, mit München; der jüngere, was zwischen dem Lech und der Isar lag; die Pfalz am Rhein blieb im gemeinschaftlichen Besitze. Diese Maaßregel führte zu dem geraden Gegentheile ihres Zwecks. Sie veranlaßte neue Mißverhältnisse und neue Erbitterung. Man griff zu den Waffen, verheerte sich gegenseitig das Land, und erschöpfte auf das äußerste seine Kräfte. Man sah, daß der getheilte Besitz ein weit größeres Uebel war, als seine Vereinigung unter zwey Häupter von gleicher Gewalt. Ludwig suchte die jugendliche Reizbarkeit, womit er die Feindseligkeiten eröffnet hatte, gut zu machen, indem er, nach dreyjährigen Unruhen, Rudolphen die Hand zur Versöhnung bot. Durch Wiederherstellung der alten gemeinschaftlichen Regierung wurde der verderbliche Bruderzwist geschlichtet. Dieß erfolgte im Jahre ein tausend drey hundert und dreyzehn.

Es geschah in diesem Jahre, daß das alte freundschaftliche Verhältniß, das Ludwigen bisher an die Prinzen des Hauses Oesterreich geknüpft hatte, zerrissen wurde. Dieses Haus stand damals auf den Brüdern Friedrich, Leopold, Heinrich und Otto, Söhnen des Königs Albrechts I. und Enkel des trefflichen Ru-

dolphs von Habsburg. Durch die Bande des Bluts war Ludwig mit ihnen verbunden, denn auch er ehrte, von der Mutter her, Rudolphen als seinen Großvater, — in ihrem väterlichen Hause hatte Mechtilde, mit ihrem jüngern Sohne einst Zuflucht und Hülfe gefunden, — in der Gesellschaft dieser Brüder erhielt der Letztere mehrere Jahre lang Unterricht und Erziehung, — und ihrem Vater hatte es Ludwig zu verdanken, daß er in das ihm bestrittene Erbe eingesetzt ward. Auch verdiente in jener Zeit, wo man noch immer gewohnt war, jeden Zwist mit den Waffen zu schlichten, die Freundschaft der Oesterreicher hohe Achtung. Denn ihre Macht war sehr groß, indem sie nicht nur die altväterlichen Güter in der Schweiz, sondern auch Oesterreich, Steyermark, Krain, die windische Mark und Burgau besaßen, und überflüssig versehen waren mit allen Mitteln, durch die man seinen Bundsgenossen nützlich werden kann. Ueberdieß waren Friedrich und Leopold als tapfere Kriegsmänner bekannt, mit welchem Ruhme dieser noch das Lob, das man durch hellen und reifen Verstand erwirbt, jener aber eine edle Gestalt vereinigte, um welcher Willen er von seinen Zeitgenossen „der Schöne“ genannt wurde.

Es gab der Tod des Herzogs Otto von Nieder-Baiern, der eher die ungarische Krone getragen, sie schmählich verlohren, und dann zu ihrer Widererwerbung sich vergeblich gerüstet hatte, — die Veranlassung, die vertrauten Jugendfreunde Friedrich und Ludwig zu entzweyen. Otto starb im J. 1312. während Ludwig noch im verderblichen Kampfe mit seinem Bruder Rudolph begriffen war. Der Verstorbene hatte in seinem letzten Willen verfügt, daß Ludwigen nach seinem Tode die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn Heinrich, so wie über die beyden gleichfalls minderjährigen Söhne seines Bruders Stephan werden sollte. Diese Verordnung mißfiel dem Adel in Nieder-Baiern, weil er sich durch dieselbe die Macht entzogen sah, die er, während der Thronerledigung zu seinem Vortheile zu behaupten hoffte. Es bildete sich eine Verschwörung, die mit Friedrichen von Oesterreich einen Bund schloß, zu dem Zwecke, die verhaßte Vormundschaft abzuwenden. Friedrich gestattete in dieser Angelegenheit seinem Herzen keine Stimme. Er hielt es für nützlich, dem hochstrebenden Ludwig, bey dieser ihm sich darbiethenden Erweiterung seines Einflusses und seiner Macht, in den Weg zu treten. Beyde Fürsten verabredeten einen Tag

zu Landau. Aber als der Oesterreicher dem Baier unverholen seinen Sinn erklärte, daß er der Regentschaft sich entschlagen möchte, war dieser des heftig bewegten Gemüths nicht mehr Meister, und entrüstet griff er nach seinem Schwerdte. Von dieser Stunde an betrachtete Ludwig Friedrichen als seinen Feind, und dieser säumte auch nicht, durch Gewalt zu versuchen, was seiner Beredsamkeit so gänzlich mißlungen war.

Es zog ein österreichisches Heer nach Baiern herauf, und nachdem es sich mit der dortigen Landmacht und der salzburgischen Hülfe vereinigt hatte, nahm dasselbe seinen Weg durch das Vilsthal, gieng bey Moosburg über die Isar, und schlug oberhalb Isareck ein Lager. Ulrich von Waldsee und die von Pfannberg standen an der Spitze der gesammten zahlreicheu Macht. Mittlerweile hatte auch Ludwig in München ein Heer veesammelt. Wohlgerüstet kamen die Ritter aus Ober-Baiern, und Alles, was wehrhaft war, aus den getreuen Städten herbey; die Kriegserfahrnen Männer Berchtold von Neyfen, Berchtold von Graisbach, Weichnand von Trausnitz, Heinrich und Wilhelm die Marschalle von Biberbach, Dietrich von Hügelsberg und einer von Schlüsselburg

dienten durch ihren guten Rath; der Herzog Rudolph überließ das ganze Geschäft dem rüstigen jüngern Bruder. Als die Vorbereitungen geschehen waren, machte sich alles auf, Ludwig führte das Heer an der Amper hinunter, gieng bey Moosburg über den Fluß, und beschloß, auf den Rath seiner Freunde, so bald er des Feindes ansichtig geworden war, den Angriff. Mit dem Aufgange der Sonne (10. Nov. 1313.) begann die Schlacht. Mit Ungestümm fiel die Mannschaft Ludwigs über die Feinde her; aber unerschrocken und tapfer widerstanden diese den Angreifenden. Auch hatten sie den Vortheil der Ueberzahl. Bis gegen Abend wankte zweifelhaft das Schicksal des Tags. Endlich entschied die Beharrlichkeit der oberbaierischen Macht und die Klugheit ihrer Anführer. Die Feinde verließen das Schlachtfeld, und die Leichname ihrer auf demselben gefallenen Genossen. Unaufhaltsam stürmten die Sieger hinter ihnen her. Die Brücke, welche bey dem Zusammenfluß der Isar und der Amper auf das jenseitige Ufer führt, ertrug den Andrang der Fliehenden nicht; sie brach, und ihrer viele wurden in den Wellen begraben. Unter den Gefangenen befanden sich 350 Männer von ritterlichem Geschlechte. Viele aber vom niederbaierischen Adel, des Landes wohl kundig,

hatten sich in die benachbarten Wälder gerettet. Die Treue und Tapferkeit der Bürger von Moosburg und Landshut belohnte der Herzog, indem er ihnen das feindliche Lager zur Beute überließ; auch verordnete er, daß die letztern, zum ewigen Andenken an diesen für sie so glorreichen Tag, drey Helme in ihrem Stadtwappen führen sollten.

Die Schlacht bey Moosburg entschied den Zwist, der sie veranlaßt hatte. Der Herzog Rudolf, die Bischöfe Wichard von Salzburg und Niklas von Regenspurg, und der Herzog Heinrich von Kärnthen traten als Vermittler zwischen die Parthieen, und sprachen das schiedsrichterliche Urtheil: daß Friedrich der Vormundschaft entsage, und der Adel in Niederbaiern eidlich auf den Bund mit ihm verzichte; Scharding sollte besetzt bleiben, bis die Gefangenen ihr Lösegeld bezahlt haben; die Gränzstreitigkeiten sollten beygelegt, und für den Frieden Sicherheit geleistet werden. — Ludwig nahm darauf, als Vormund, die Huldigung in den Landen seiner Mündel ein. Die Gefangenen setzte er später, unentgeldlich auf freyen Fuß. Ganz Teutschland erschallte von dem Lobe des jungen Helden, der für eine gerechte Sache, gegen eine so überlegene Macht, so tapfer und so glücklich gestritten: und da sich an den kriegerischen Ruhm gewöhnlich der

Begriff von allen andern dem Manne ziemenden Tugenden knüpft; so bildete sich allenthalben eine sehr günstige Meynung von seinem Geiste und Charakter. Das war wichtig für Ludwigen; denn das Schicksal wollte, daß er, als dieser Spahn kaum geendet war, sich über größere Interessen an Oesterreichs Macht versuchen sollte.

Schon bey der durch den Tod des Königs Albrechts (1308.) erfolgten Thronerledigung hatte der Herzog Friedrich alles aufgeboten, um die Krone, die der Vater und der Großvater mit so viel Glück für sein Haus getragen hatten, auf sein Haupt zu setzen. Aber die große Macht der Oesterreichischen Prinzen erregte das Mißtrauen der Stände, und es war allen noch in frischem Andenken, wie sehr Rudolf und Albrecht das kaiserliche Ansehen benützt hatten, um ihr Familieneigenthum zu mehren. Neben den vielen Bewerbern um die Krone gelang es deßhalb Friedrichen nicht, sich eine überwiegende Parthey zu machen, und er hatte den Verdruß, den Grafen Heinrich von Lützelburg, durch päbstliche Verwendung, und durch die Thätigkeit seines Bruders, des Erzbischofs Balduin von Trier, auf den Thron erhoben zu sehen. Aber kaum fünf Jahre war der Begünstigte im Besitze seiner Würde. Er endete, wahrscheinlich durch

welsche Verrätherey berückt, am 24. Aug. 1313. Regierung und Leben; und was das Schicksal nach des Vaters Tode Friedrichen versagt hatte, konnte er nun, unter weit günstigern Umständen, wieder hoffen.

Mit Klugheit und unermüdeter Thätigkeit strebte er diesem glänzenden Ziele seines Ehrgeizes entgegen. Vor allem suchte er sich Freunde zu machen, die, wo nicht unmittelbar, doch durch ihre Macht seine Absicht fördern konnten. Er verhieß den Welfen in Italien seine Freundschaft und seine Hülfe, und um sein Interesse noch enger mit den ihrigen zu verknüpfen, vermählte er seine Schwester Katharina, die Wittwe des verstorbenen Kaisers, mit dem Thronerben des Königes Robert von Apulien. Auch der Pabst ward ihm hold, der König von Frankreich versicherte ihn seines guten Willens; und unter den stimmgebenden Fürsten Teutschlands fanden sich bald Freunde, die den Thron wieder mit einem Oesterreicher zu schmücken wünschten. Der Erzbischof Heinrich von Kölln, mit dessen Nichte Friedrichs dritter Bruder, der Herzog Heinrich vermählt wurde, gab sein Wort „ihn als einen frommen Sohn der römischen Kirche“ zu wählen. Dasselbe verhieß ihm der Herzog Rudolf von Sachsen, und durch ein förmliches

Bündniß verpflichtete sich ihm der Markgraf Heinrich zu Brandenburg. Das waren einstweilen drey Stimmen.

Es schien, daß auf die Gunst der beyden Vettern in München nicht zu rechnen stand, da die erst geendigte blutige Fehde in der Erinnerung der Versöhnten noch zu neu war; auch hatte Rudolf selbst sein Auge auf den erledigten Thron gerichtet. Aber Friedrich wirkte auf diesen durch das Mittel, welches unter allen am unwiderstehlichsten ist, nämlich durch Gold, und so brachte er ihn auf seine Seite. Rudolf aber wandte sich nun an seinen Bruder Ludwig, und vermochte so viel über ihn, daß er ihm sein Stimmrecht zum Vortheile des Oesterreichers überließ. Er folgte darinn dem Gefühle seines guten Herzens, das die Wünsche des Jugendfreundes gerne erfüllte, und von der anwachsenden Macht des Blutsverwandten nichts Gefährliches besorgte. Ich wünsche dir Glück, sprach er zu Friedrichen, und verspreche dir meine Mitwirkung. Ich habe es noch nicht vergessen, daß Rudolf von Habspurg dein und mein Großvater ist! — „Uebrigens hatte er selbst so wenig eine Absicht auf den Thron, daß er feyerlich erklärte, er würde das Reich nicht annehmen, wenn es ihm auch dargeboten würde.“ So sah

Friedrich seine Hoffnungen immer mehr bestätigt.

Aber die Herrn aus dem Lützelburgischen Hause, an deren Spitze der Erzbischof Balduin von Trier, der Bruder des verstorbenen Kaisers stand, bildeten eine mächtige und entschlossene Parthie gegen ihn. Es widerstrebte ihren theuersten Interessen, wenn das Reich an einen der Oesterreichischen Herzoge gelangte, die so scheel dazu gesehen hatten, als Heinrich VII. das Königreich Böhmen seinem Sohne Johann zuwandte. Denn wer bürgte dafür, daß sie, wenn einer von ihnen den Thron bestieg, ihre alten Ansprüche auf Böhmen nicht wieder erneuerten? Und wie schwer war es in diesem Falle, Mähren wieder von ihnen zurück zu fordern, das ihnen nur als eine Pfandschaft überlassen worden war? Ueber dieß waren Friedrich und Leopold so kraftvolle und an äussern und innern Mitteln so überlegene Männer, daß von ihnen zu erwarten stand, es werden die Großen des Reichs unter ihrem Regimente nicht mehr mit der bisherigen Ungebundenheit wirken können; und der junge König Johann von Böhmen bot so manche Seite dar, die ihn den Ständen empfehlen konnte. Bald gelang es dem Erzbischofe Balduin, den Kurfürsten Peter Aichspalter

von Maynz für seine Plane zu gewinnen, und beyde schloßen den festen Bund, aus allen Kräften der Wahl des Oesterreichers zu widerstreben. Um Zeit zur Verstärkung ihrer Parthie zu gewinnen, zögerte Peter mit Ausschreibung des Wahltags. Derselben Frist bediente man sich auch, um einen tüchtigen Kronkandidaten zu suchen; denn man war zur Erkenntniß gekommen, daß die Kräfte, in deren Besitz Johann sich befand, nicht zureichten, um die Krone gegen die Macht von Oesterreich zu behaupten.

Die Freunde des Hauses Lützelburg richteten ihre Augen auf den Herzog Ludwig von Baiern. Zwar konnte auch er an Land und Leuten, zumal bey seinen zerrütteten Finanzen, sich nicht mit den Oesterreichern messen. Aber was ihm an physischer Kraft gebrach, schien sein Geist und sein Muth zu ersetzen: und hatte er nicht erst, durch den gewaltigen Schlag bey Isareck, die stolzen Söhne von Habspurg tief gedemüthigt, und ihr ganzes Erbe mit Schrecken erfüllt? Es geschah ihm das heimliche Erbieten, die Krone des Reichs anzunehmen. Aber Ludwig wies den unerwarteten Antrag mit Empfindlichkeit zurück. „Er habe Verbindlichkeiten in Beziehung „auf dieses Wahlgeschäft eingegangen, die er nicht „mehr aufheben könne. Auch werde man ihm

„nicht zumuthen, sein gegebenes Wort zurück zu „nehmen. Ueberdieß sey die Macht seines Hauses „zu klein, um die Krone gegen Oesterreichs Waf„fen auf seinem Haupte zu schützen. Er müsse „dieß Ansinnen unbedingt ablehnen." — Ueber diese Erklärung glaubten die Fürsten noch nicht an Ludwigen verzweifeln zu müssen. Sie ordneten eine zweyte Gesandschaft an ihn ab, welche ihm die Vorstellung machte: „ob er denn die Gefahren nicht sehe, die ihm und seinem Hause drohen, wenn die teutsche Krone an Oesterreich komme, und ob er denn glaube, daß Friedrich die Schmach vergessen habe, die baierische Tapferkeit seinem Heere bey Moosburg zugefügt? Er spreche von übernommenen Verbindlichkeiten. Aber jeder von einem Stande des römischen Reiches geschlossene Vertrag erlösche in dem Augenblicke, in welchem er als unvereinbar mit dem Interesse dieses Reiches erscheine. Ihn rufe das Vaterland auf den erledigten Thron; es gebe keine höhere Pflicht, als der Stimme des Vaterlandes zu folgen. Umsonst berufe er sich auf die Uebermacht der Oesterreicher. Ein Mann von seinem Muthe bedürfe keines Ueberflusses an Mitteln. Das habe er vor den Augen des erstaunten Teutschlands schon bewiesen. Ueber dieß seyen die, welche ihn auf den Thron erheben, auch mit

ihrer ganzen Macht bereit, ihm gegen jeden, der ihm seine Erhebung streitig mache, zu Hülfe zu kommen. Der König Johann von Böhmen umfange Oesterreich im Norden, wie er im Westen, und derselbe reiche ihm seine Hand zum Schutz und Trutz." — "Nimm die Krone, ward noch hinzugesetzt, oder fürchte unsre Rache." Diese Vorstellungen ergriffen das wankende Gemüth und den jugendlich erregbaren Sinn des Herzogs. Ueber den hohen Aussichten, die seinem Ehrgeize und seinem ungestümmen Thätigkeitstrieb eröffnet wurden, vergaß er das gegebene Wort, und überließ sich den Werbern, um das Werkzeug ihres Hasses gegen die Fürsten vom Habspurgischen Stamme zu seyn.

Nun schrieb der Kurfürst von Maynz den Wahltag auf den neunzehnten Oktober (1314) nach Frankfurt aus. Die Zwischenzeit arbeiteten beyde Parthieen mit äusserster Thätigkeit, um sich zu verstärken. Zu erst erschienen die beyden Erzbischöfe von Maynz und Trier mit ihren Lehnleuten, und einem stattlichem Heere von Lützelburgischem Kriegsvolke, und besetzten das in den Vorstädten von Frankfurt gelegene Wahlfeld. Bald nach ihnen traf der König Johann von Böhmen, umgeben von einer tausend Mann starken Schaar von Bewaffneten, der

Herzog Johann von Sachsen, der Kurfürst Waldemar von Brandenburg, und der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg ein. Alle diese standen auf der Seite der beyden Erzbischöfe; nur hatte der letztre die Absicht, die Krone für sich selbst zu erwerben, und blieb deßwegen seiner früher übernommenen Pflicht gegen Friedrichen nicht getreu. — Die Oesterreichische Parthie versammelte sich auf der entgegen gesetzten Seite des Mayns, in Sachsenhausen. Der Herzog Rudolf, — höchst entrüstet über die Unbeständigkeit, mit der sein Bruder Ludwig die geschehenen Verabredungen gebrochen hatte, stand an ihrer Spitze, und war auch von dem abwesenden Erzbischofe von Kölln bevollmächtigt, dessen Stimme zu führen. Neben ihm hatte sich der Herzog Rudolf von Sachsen, und der Herzog Heinrich von Kärnthen, die auf Böhmen haftende Wahlstimme ansprechend, eingefunden. Umgeben von einem großen Gefolge von Rittern und Kriegsleuten schützte Friedrich seine Freunde.

Der Zwiespalt beyder Partheyen lag nicht bloß in ihrer Trennung über die Individuen, denen sie die Krone zugedacht hatten, es wurde zugleich die Stimmberechtigung der einen und der andern widersprochen. Friedrichs Freunde behaup-

teten, der König Johann führe die Stimme von Böhmen nur durch Usurpation, indem er widerrechtlich im Besitze dieses Königreichs sey, das dem Herzoge Heinrich von Kärnthen durch einen Akt willkührlicher Gewalt entzogen worden; es gebühre deßhalb diesem bey der bevorstehenden Wahl sein Recht geltend zu machen. Auf gleiche Weise stritt sich der Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg mit dem Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, von denen jeder das Stimmrecht ausschließend sich anmaßte. Daraus ward ersichtlich, daß die Mehrheit der Stimmen die zwistige Wahl nicht entscheiden konnte; und indem jede Parthey die andere für unbefugt erklärte, sprach sie zugleich ihren Entschluß aus, denjenigen nicht anzuerkennen, der die Krone aus den Händen ihrer Gegner erhalten hatte.

Daß hier nicht ein Mann von Ansehen und edelm Muthe in die Mitte der Entzweyten trat, und sie mit Kraft und Ernst hinwies auf ihre Pflicht, die ihnen gebot, nicht auf das Interesse dieses oder jenes Hauses, und noch viel weniger auf ihren eigenen Vortheil, sondern einzig auf das Beßte des Reichs zu sehen, das auf eine so drohende Weise gefährdet war, wenn die Krone wieder ein Zankapfel, und damit die Nation das

Spiel unversöhnlicher Privatleidenschaften wurde. Aber es scheint nicht, daß die Stimme des Patriotismus einen tiefen Eindruck auf die Wahlfürsten gemacht haben würde. Die Vorstellung des allgemeinen Wohls, und dessen, was die Verfassung und der Ruhm des Reichs forderte, war ihnen gänzlich entfremdet, und niedrigen Sinnes strebten sie nur dahin, wo Haß und Rache, Individualitätsgeist und Eigennutz ihre Zwecke sahen. Mit Gold hatte Friedrich seine Gönner gewonnen; und da Ludwig dessen ermangelte, nahmen die Häupter seiner Parthey Verheissungen von ihm, die er in der feyerlichen Form des Vertrags ihnen ertheilte. Der Kurfürst von Maynz ließ sich Brief und Siegel darüber geben: daß er den Zoll zu Ehrenfels so lange behalten dürfe, bis er die 3000 Mark erhoben, die er zum Beßten des Kaisers Heinrich ausgelegt habe, — daß der Maynzer-Kirche, nach dem Tode des Landgrafen Johann von Hessen, zum Besitze der ihr erledigten Lehn verholfen werde, — daß dieselbe die Lehen wieder erlange, welche die Landgrafen in Thüringen ehemals von ihr getragen, und daß das dem Kaiser zustehende Recht der ersten Bitte dem Erzbischofe für alle Kirchen des Erzstifts überlassen werden sollte. Ja nach der Wahl mußte ihm Ludwig

noch die weitere Versicherung ausstellen, daß er ihm Weinheim, mit einigen anderen Orten abtreten, seinen Aufwand bey der Krönung mit 10,000 Mark Silber ersetzen, und ihm erlauben wolle, so viele Reichsgüter durch Kauf zu erwerben, daß sie den jährlichen Ertrag von 500 Mark abwerfen. — Balduin von Trier bedingte sich, ausser andern Privilegien, die Berechtigung, so viele Reichsgüter zu erkaufen, als er wollte. Noch theuerer, als diese beyden, schlug der König Johann seine Stimme an. Ihm mußte Ludwig sein Wort geben, daß er ihm zum Besitze der Länder Lothringen, Brabant und Limburg verhelfen wolle, wenn deren Innhaber unbeerbt mit Tode abgiengen, so wie, daß er ihm die das Königreich Böhmen betreffende Urkunden verschaffen werde, welche die Herzoge von Oesterreich und der Pfalzgraf Rudolf in Händen hatten. Für die Kosten der Wahl und Krönung setzte Johann 10,000 Mark an, statt deren er sich aber mit dem Distrikt von Eger, nebst Floß und Parkstein begnügen wollte. — So machten die Fürsten, welche die goldene Bulle nachher „die festen Grundsäulen des heiligen römischen Reichs" nannte, dieses Reiches Krone zu einem Gegenstand eigennütziger Spekulationen.

Der Wahltag nahte heran: aber unerbittlich beharrte jede Parthie auf ihren Ansprüchen. Der Kurfürst von Maynz setzte den gegebenen Termin weiter hinaus, und forderte die, welche in Sachsenhausen versammelt waren, auf, auf das Wahlfeld herüber zu kommen, damit dann in voller Versammlung über die Stimmberechtigung Rudolfs von Sachsen und Heinrichs von Kärnthen erkannt werden möchte. Aber trotzig wurde das Ansinnen verschmäht, und als der neunzehnte Oktober anbrach, traten die Fürsten, Rudolfen von Baiern an ihrer Spitze, zusammen, und wählten Friedrichen von Oesterreich zum römischen Könige und Kaiser. Da kein Erzbischof anwesend war; so verrichtete der Bischof von Gurk die geistlichen Ceremonien; der Pfalzgraf aber sprach das feyerliche „eligo“ aus.

Ludwigs Freunde durften nun nicht mehr zögern, auch ihren Günstling zu dem Ziele seiner Hoffnungen zu führen. Sogleich am folgenden Morgen eröffneten sie ihre Versammlung, mit den alten gewohnten Gebräuchen, und sprachen einmüthig ihre Stimmen für den Baier aus. Ungesäumt hielt der Gewählte, umgeben von seinen Wählern, und begleitet von einer ansehnlichen Heeresmacht, unter dem Jubel der Frank-

furter Bürger, seinen Einzug in die Stadt, wo er, wie die Sitte der Väter wollte, in die Bartholomäuskirche geführt, auf den Altar gehoben, und dann dem Volke dargestellt wurde, auch von dem Magistrate den Eyd der Treue empfieng. Geschützt von viertausend Reutern führten ihn hierauf die Wahlfürsten nach Aachen; wo er, gleichfalls freudig empfangen, samt seiner Gemahlinn Beatrix, von den Erzbischöfen von Maynz und Trier gekrönt und gesalbt wurde. An alle Stände des Reichs ergiengen die Kurfürstlichen Verkündigungsschreiben, worinn sie ermahnt wurden, dem neu gewählten Könige treu und hold zu seye.

Nicht so glücklich war Friedrich, indem er sich bemühte, mit der erlangten Würde auch noch die Zeichen derselben zu vereinigen. Die Frankfurter schloßen die Thore ihrer Stadt vor ihm zu, als er herbey kam, um gleichfalls in dem Tempel dargestellt zu werden. Es war umsonst, daß er sie belagerte. Der Kurfürst von Maynz schnitt ihm die Lebensmittel ab. Sein Heer duldete die Entbehrung nicht, und gieng allmählich auseinander. Von wenigen Getreuen umgeben, und begleitet von den dreißig Reutern, die noch von seinem ganzen Heere übrig geblieben waren, räumte er die Stätte. Auch die

Aachner verweigerten ihm den Eingang in ihre Stadt. Er begab sich deßhalb nach Bonn, wo er in der Kirche des heiligen Kassius, von Kölln gekrönt wurde. Alle Vorzeichen vereinigten sich, um ihm anzudeuten, daß in seiner Erhebung kein Heil für ihn sey.

Indessen war er entschlossen, die Krone, welche die Fürsten ihm gegeben hatten, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu behaupten. Der Pfalzgraf Rudolf und der Erzbischof von Kölln verhießen ihm ihre thätige Hülfe. Auch des Beystands der Könige von Ungarn und Apulien war er gewiß. Deßgleichen erklärte sich der Adel in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz größtentheils für ihn. Und als ein Bundsgenosse von überwiegender äusserer und innerer Stärke stand sein Bruder Leopold ihm zur Seite. Ludwig dagegen hatte, wie es ihm verheissen war, den König von Böhmen zu seinem Gehülfen. Auch fiel Meissen, Thüringen, und beynahe der ganze Rheinstrom von Selz bis in die Niederlande ihm zu; deßgleichen waren die meisten Reichsstädte, damals die eigentlichen Sitze der teutschen Nationalmacht, ihm in Treue zugethan. Mehrere Stände aber, denen Sachsen nnd Brandenburg das Beyspiel gegeben hatten, zogen sich in sich selbst zurück, und erklär-

ten ihren Entschluß, sich in diese Händel nicht zu mengen, zum Beweise, daß die Politik der Einzelnen, die, um sich zu erhalten, das Ganze verlassen, in dem alten teutschen Reiche nichts Neues war.*)

Nach seiner Krönung hielt Ludwig seinen ersten Hof in Kölln, und zog von da, nach der Sitte der Könige aus dem Hause Hohen-Staufen, in den rheinischen Reichstädten umher. Ueberall gewann er das Volk durch Popularität und freundliche Gesprächigkeit, und die Edeln, durch die Freyheiten und Wohlthaten, die er ihnen verlieh. Allenthalben kam man huldigend ihm entgegen. Er nahm dann seinen Weg nach Baiern. Umsonst hatte Rudolf sich bemüht, die Augspurger und die Münchner gegen den neu gewählten König einzunehmen. In beyden Städten hielt er seinen glorreichen Einzug. Friedrich hatte unterdessen seinen Anhang in Schwaben verstärkt, und auf einem Tage in Basel sammelte er seine Getreuen um sich her. Hier em-

*) Auch der spätere Buchstabe solcher Neutralitätsvereine war nicht neu. Denn die oben genannten Stände — fidem invicem dederunt, mutuis se auxiliis propulsaturos arma a finibus, si quis vellet inferre: Burgundi. hist. bavar. I. p. 37.

pfieng seine Gemahlinn die königliche Krone, und die Reichsinsignien, in deren Besitz er war, wurden öffentlich ausgestellt, zum Zeichen, daß er das wahre Oberhaupt des Reiches sey.

Der Herzog Leopold von Oesterreich hatte die Feindseligkeiten gegen Ludwig bereits eröffnet, als sich derselbe nach seiner Krönung noch am Rhein befand, und da der letztre sich mit ihm in kein offenes Treffen einließ, das Land umher verwüstet, und an den Gegnern seines Bruders Rache genommen. Diesem kleinen Kriege machte aber die damals in Teutschland herrschende Hungersnoth, die die Herbeyschaffung der Lebensbedürfnisse für die Heere sehr erschwerte, ein baldiges Ende, und Ludwig zog, nachdem er einen Theil seiner Völker abgedankt hatte, in seine Erblande zurück, wo wegen der Aufwieglungen Rudolfs seine Gegenwart nothwendig war. Im Sommer desselben Jahrs (1315) aber brach die Macht von Oesterreich, Friedrichen und Leopolden an der Spitze, vom Bodensee hervor, und nachdem sie in Schwaben die Zahl ihrer Anhänger vermehrt hatte, nahm sie plötzlich ihre Richtung gegen Baiern, und erschien im Anfange des Septembers in den Umgebungen von Mindelheim. Einen Angriff auf Baiern hatte Ludwig nicht erwartet, und durch den Rath

treuloser Freunde verführt, hatte er die Rüstungen für diesen Fall vernachlässigt. Indessen eilte er, umgeben von einem kleinen Gefolge, dem Feinde nach Friedberg entgegen, um dort die allenthalben aufgerufene Hülfe zu erwarten. In diesem offenen Orte, und von so wenigen Bewaffneten geschützt, war es den Oesterreichern leicht, ihn zu überfallen und sich seiner Person zu bemächtigen. Da bewiesen ihm die Augspurger ihren bidern Sinn. Sie machten ihn aufmerksam auf die Gefahr, in der er schwebte, führten ihn bey Nacht auf der von Fackeln erleuchteten Straße in ihre Stadt herüber, und förderten seine Anstalten in der Verstärkung seiner Macht so thätig, daß er in wenigen Tagen vermochte, den Feinden die Spitze zu bieten. Da diese sahen, daß nicht mehr zu erreichen stand, was sie durch Ueberraschung auszuführen versucht hatten, schickten sie sich zum Rückzuge an, plünderten das umliegende Land und verbrannten das Städtchen Landsberg.

Leopold nahm seinen Weg in die Schweiz, um an den Waldstädten Rache dafür zu nehmen, daß sie sich auf die Seite Ludwigs geschlagen hatten. Die rauhen Natursöhne, welche diese Gebürge bewohnten, hatten sich das Jahr zuvor, durch die Plünderung des Klosters Einsiedeln und durch die Hinwegführung der dor=

tigen Mönche, den Bann und die Acht zugezogen, und auch dadurch den Zorn Oesterreichs gereizt, indem das Gotteshaus unter dessen Schirmsvogtey stand. Nachdem Leopold ein ansehnliches Heer versammelt hatte, zog er gegen die Rebellen heran. Aber Verrätherey hatte ihnen seine Plane kund gethan, und so überfielen sie ihn, am Tage des heiligen Ottmar, (6. Nov. 1315.) in der Schlucht von Morgarten, vernichteten und zerstreuten seine ganze Macht, und beschwuren, stolz auf einen solchen Sieg, ihren Bund auf ewige Zeiten. Mit hoher Freude vernahm Ludwig die Nachricht von dieser Niederlage. Sie entschied das Schicksal der Schweiz und das seinige auf eine günstige Weise. Er hielt, im März des folgenden Jahres, einen Reichstag in Nürnberg, sprach daselbst die Acht über seinen Gegenkönig und über den Herzog Leopold aus, und erklärte sie alles ihres in dem Umfange der Waldstädte gelegenen Eigenthums verlustig.

Von Nürnberg aus, wo ein großes Kriegsheer sich um den König versammelt hatte, unternahm er einen Zug gegen den Grafen Kraft von Hohenlohe, der vor allen Anhängern Friedrichs eine empfindliche Züchtigung verdiente. Der Treulose hatte sich so sehr in das

gute Herz Ludwigs eingeschmeichelt, daß er ihn für einen der redlichsten seiner Freunde hielt, und ihm nicht nur die Stadt und das Schloß Rothenburg ob der Tauber pfandweis verschrieb, sondern ihm auch die Burg Geilnau, die Stadt Kreilsheim und das Dorf Hohnhardt schenkte. So viele Wohlthaten konnten seinen bösen Sinn nicht zähmen. Als der König von Speyer nach Baiern zurück zog, suchte er ihn meuchelmörderisch zu tödten, indem er in seine Herberge Feuer einlegte. Bald erklärte er sich öffentlich für Oesterreich. Das Königliche Heer rückte von Nürnberg aus vor Herridenn, welche Stadt damals die Gräfinn Adelheid von Oettingen, eine Schwester des Kraften von Hohenlohe, inne hatte. Fünf Wochen dauerte die Belagerung, unter standhafter Gegenwehr der tapfern Männer, die die Thürme und Mauern vertheidigten. Mit Sturm und unter vielem Blutvergießen ward die Stadt endlich genommen, und Ludwig, erbittert über den Starrsinn ihrer Bürger, und tief gekränkt durch die Beleidigungen, die sie früher seinen Freunden angethan hatten, gebot, daß, mit Ausnahme der Kirchen und der priesterlichen Wohnungen, alle Gebäude dem Erdboden gleich

gemacht, und die Mauern geschleift werden sollten. So wurde Herriden zerstöhrt! Von da gieng der Zug nach den Schlössern Wahrberg und Schillingsfürst, welche gleichfalls erobert wurden. Am 2. Mai kam der König wieder nach Nürnberg zurück.

Während dieß in Franken geschah, ängsteten Friedrich und sein Bruder Leopold die Städte in Schwaben, die der Treue gegen den Baier nicht entsagen wollten, schlossen ihre Mauern und verheerten ihre Gebiete. Bald lagerten sie sich vor Eßlingen, und griffen die Stadt, damals eine der mächtigsten des Landes, mit großem Ungestümm an. Zwar er wehrten sich die Bürger lange des feindlichen Andrangs, und gaben herrliche Beweise von Tapferkeit und Zuversicht. Aber unter den täglichen Angriffen der zahlreichen Belagerer sank ihre Kraft und ihr Muth. Da erschien, von ihnen herbeygerufen, mit einem stattlichen Heere Ludwig, und nahm eine Stellung auf der linken Seite des Neckars, so daß der Fluß beyde Lager trennte. Der König von Böhmen und der Kurfürst von Trier befanden sich in Person bey dem Entsatze. Man schlug sich täglich in kleinen Gefechten, besonders am Neckar, wo die Soldaten von beiden

Seiten zusammen kamen, um ihre Pferde zu tränken. In größerer Heftigkeit entbrannte einst ein solches Gefecht. Das Geschrey lief durch beyde Lager. Man rückte mit gesammter Macht gegen einander an, und es kam, in dem Beete des Flusses und an seinen Gestaden zur förmlichen Schlacht. Von den Soldaten fielen wenige, aber man zählte 1700 todte Pferde, von deren Blut das Wasser des Neckars roth gefärbt wurde, weit hinunter. Unter den Todten des Oesterreichischen Heeres befand sich der Graf von Kirchberg. Der Tag war nicht entscheidend. Doch hub Friedrich die Belagerung der Stadt auf. Dieß geschah zur Zeit der Weinlese.

Eine Geschichte, die, während der kleine Krieg vor Eßlingen geführt ward, sich ereignete, schildert den ritterlichen Geist jener Zeit. Stephan Gumpenberger, einer aus Ludwigs Heer, rennt mit seinem schnellen Pferde auf den Feind, empfängt aber von Heinrich Schweinkenriß eine harte Wunde. Eben will dieser den zweyten Streich führen, als der Gumpenberger sein Pferd niedersticht, und ihn im Fallen ergreift. Die Baiern eilen herbey, um den Gefangenen nieder zu hauen. Aber der Gumpenberger weißt sie zurücke, führt Heinrichen,

ihn beschützend, in das Lager, bewirthet ihn mit Speise und Trank, und erlaubt ihm zu den Seinen heim zu kehren, nachdem er ihm sein Wort gegeben, auf einen gewissen Tag wieder zu erscheinen. Getreulich kam auch der Gefangene zur bestimmten Zeit zurück, und bezahlte seinem Ueberwinder das verabredete Lösegeld.

Noch immer war unter allen Feinden Ludwigs keiner unversöhnlicher und bitterer, als sein Bruder Rudolf. Nicht nur, daß derselbe überall warb und ermunterte, um seine Bundsgenossen und seine Unterthanen zur Treulosigkeit zu verleiten, und seine Widersacher in ihrem Hasse gegen ihn zu bestärken; er fiel sogar in den Verdacht, Meuchelmörder gedungen zu haben, um den Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Umsonst hatten beyde in einem am 6. Mai 1315 geschlossenen Vertrag die Versöhnung aufs Neue bestätigt, und sich verbindlich gemacht, „fürbas „brüderlich und lieblich mit einander zu leben." Kaum hatte im folgenden Jahre Ludwig sich aus dem Lande entfernt, als Rudolf öffentlich gegen ihn aufstand, und die Mißvergnügten von dem Adel in Vohburg versammelte, mit der erklärten Absicht, ganz Baiern von ihm abfällig zu machen. Mit gewaffneter Hand er-

stickte Ludwig das aufschlagende Feuer, brach die Burgen seiner rebellischen Lehnsleute, und vertrieb den verrätherischen Bruder aus seinem Wohnsitze Wolfartshausen. Unstät und verlassen umher irrend, ein lebendiges Bild des bestraften Verbrechens, und jämmerlich leidend an seinem Körper, suchte er Rettung, indem er sich in Ludwigs Arme warf. In einem neuen Vertrage (26. Febr. 1317.) verzichtete er, gegen ein Leibgeding, und mit einigem Vorbehalte, auf die Regierung, so lange der Krieg mit Oesterreich währe, gieng dann aus dem Lande, und starb zwey Jahre später, ohne daß es zur sichern Kenntniß der Nachwelt gekommen wäre, wo er sein Leben geendet hat. Seine Söhne Rudolf, Adolf und Rupert hielten sich in Oesterreich auf, den väterlichen Haß gegen den Oheim unversöhnlich fortsetzend. Erst zehn Jahre nachher gelangten sie zu ihrem Antheile an dem Wittelsbachischen Erbe.

So hatte Ludwig sich seines Todfeindes entledigt: um deßwillen blieb auch dasselbe Jahr die teutsche Krone unter den Zwisten ihrer Prätendenten verderblich für Land und Leute; nur kam es zu keinen so heftigen Kämpfen, wie zuvor und hernach; der Oesterreicher und der Baier schienen zu fühlen, daß es für die Teutschen

doch noch ein größeres Interesse gebe, als die Person ihres Regenten. Friedrich hielt sich meistens in Schwaben und im Elsaß, und Ludwig am Rhein und am Mayn auf, und beyde beschäftigten sich damit, die kleinen Stände zu verfolgen und zu züchtigen, die nicht von ihrer Parthie waren. Doch vor Speyer kamen sich die Häupter der Partheyen zu Gesichte. Friedrich, vereinigt mit Leopold, berennte die Stadt, verwüstete die Gegend, und zerstörte die Gärten und Weinberge. Da riefen die Speyerer den König Ludwig zu Hülfe, der mit einem zahlreichen Kriegsvolke im Elsaß erschien, und nach einigen Gefechten mit dem Feinde, die Stadt entsetzte. Die Landauer hatten in dieser Fehde, auf Anstiften des Landvogts vom Elsaß, Otto von Ochsenstein, sich gegen Speyer in Rüstung gesetzt, und waren dem Heere Friedrichs zugezogen. Dafür büßte sie der König auf eine empfindliche Weise. Er gab am 18. Oktober zu Frankfurt den Befehl, daß ihre Mauern und Thürme sollten abgebrochen werden, und verschrieb ihre Stadt denen von Speyer um einen Pfandschilling von sechsthalbtausend Pfund Heller. *)

*) Dieser Befehl kam aber nicht zur Vollziehung. So erzählt Lehmann (Speyerische Chronik, VII.

Bald darauf, im Frühling des Jahres 1318 wurde das überrheinische Teutschland wieder der Schauplatz des Krieges. Die Bürger zu Straßburg bekämpften sich im Innern ihrer Stadt, indem jeder der beyden Gegenkönige unter ihnen seine Parthey hatte; Friedrich aber belagerte Kolmar. Ludwig kam mit seinen Bundsgenossen herbey, und die Oesterreicher zogen sich zurück. Teutschland sah einem entscheidenden Schlage entgegen, der des langen Haders, dessen jedermann herzlich müde war, ein Ende machen sollte. Aber es gewann das Ansehen, daß derselbe Zweck auf einem minder

---

24.): „Als der Kaiser darauf fürderlich den Krieg mit Macht wider den Landvogt und Landau, mit Zuzug der Stadt Speyer Hauptmann und Reisigen fürgenommen, und der Gegentheil sich nicht in Eil gegen solchen Gewalt zum Widerstand gefaßt machen können, haben sie durch gütliche Unterhandlung beym Kaiser, der von Natur zur Milde geneigt gewesen, die Beschwerniß der Belagerung durch solche Mittel abgewendet, daß sie eine schlechte Summe Gelds erstattet, damit er sich, in Ansehung seiner mächtigen Feindschaft leichtlich lassen sättigen, und der Stadt Speyer die bestimmte Summe der Pfund Heller bezahlt, und hinfürter beyderseits einander nachbarliche Freundschaft zu erweisen versprochen. Also sind ihnen ihre Thürme und Mauern ungebrochen geblieben.“

blutigen Wege erreicht werden dürfte. Der König Johann von Böhmen, durch diese unaufhörlichen Züge immer mehr erschöpft, gedachte zunächst seines eigenen Vortheils, und schlug den Partheyen einen Waffenstillstand vor. Ludwig, abhängig von diesem mächtigen Bundsgenossen, konnte seinem Willen nicht widerstreben; und gerne nahm Friedrich seinen Vorschlag an, da er die günstigen Aussichten zur Begründung seiner Ueberlegenheit in Italien, welche eben die Umstände ihm darboten, nicht benützen konnte, er war dann seiner Feinde in Teutschland sicher. Man eröffnete die Unterhandlungen. Die beyden Könige traten, wie einige Nachrichten versichern, selbst zusammen, und besprachen sich über das schöne Werk der Versöhnung. Man verabredete einige Heirathen, um dadurch die Annäherung der Partheyen zu befestigen. Der Waffenstillstand kam zu Stande. Friedrich gieng nach Oesterreich und Johann nach Böhmen zurück. Ludwig aber blieb in den Rheingegenden, wo er die Stadt Wißbaden eroberte, während der Kurfürst Balduin, vereinigt mit den Niederländischen Fürsten, durch sein Waffenglück es vermochte, den Erzbischof Heinrich von Kölln dergestalt zu demüthigen, daß er Friedrichs Parthey verließ.

Diese Vortheile waren kein Ersatz für den Verlust der Böhmischen Hülfe. Der König Johann, seinem Vertrage mit Friedrichen getreu, hatte alle seine Macht in sein Land zurückgezogen, und bediente sich derselben, um in den damaligen Unruhen in Polen Schlesien an sein Haus zu bringen, und seine Absichten auf die Hinterlassenschaft des verstorbenen Kurfürsten Waldemar von Brandenburg zu unterstützen. Sein Beyspiel entschuldigte die Lauigkeit der übrigen Bundsgenossen Ludwigs. Die eigenen Kräfte des Letztern aber waren tief gesunken. Nie standen die Zeichen günstiger für Oesterreich. Man hoffte den Baier mit einem Schlage vernichten zu können. Im Herbste des Jahres (1319.) brach Friedrich plötzlich mit großer Heereskraft in Baiern ein, und Leopold zog aus Schwaben gegen den Lech heran. Ludwig sammelte in der Eile seine Kräfte; sein Vetter Heinrich der ältere, von Nieder-Baiern, zog ihm mit einem beträchtlichen Heere zu; man gieng dem Feinde in die Nähe von Mühldorf entgegen; der Tag, an dem ein allgemeiner Angriff ausgeführt werden sollte, war bereits bestimmt. Da verbanden sich einige Mißvergnügte von Adel im Baierischen Heere, daß sie den Tag vor der Schlacht den König,

wenn er die Messe hören würde, ermorden wollten, damit endlich das so lange geplagte Vaterland doch Ruhe erhalten möchte. Die Zahl der Verschwornen war zu groß, als daß ihr Vorhaben ein Geheimniß bleiben konnte. Die Nacht vor dessen Ausführung, während Ludwig sorglos in seinem Zelte schlief, gieng die Rede durch das Lager, von dem was geschehen sollte, und daß dem ganzen Heere die unvermeidliche Gefahr drohe, das Opfer einer gottlosen Verrätherey zu werden. Schrecken und Entsetzen ergriff Ritter und Knechte. Man wollte nicht wehrlos durch Meuchelmörder sterben. Jeder sorgte nur für seine Rettung. Haufenweise nahmen die Kriegsleute die Flucht. Selbst der Herzog Heinrich zog mit den Seinen von dannen. Als Ludwig erwachte, sah er sich von aller Welt verlassen. Auch er machte sich auf, schloß sich in seine treue Stadt München ein, und überließ das Land den Feinden, welche dasselbe zwey Monate lang mit Feuer und Schwert verheerten. Da saß der König, in tiefer Betrübniß, in seiner Burg zu München, klagend über das Verhängniß, das ihn nimmer zur Ruhe kommen ließ, und so große Drangsale und Gefahren an die nicht gesuchte Krone knüpfte, und im Kreise der Wenigen, die ihm noch getreu

geblieben waren, überlegend, ob er diese Krone nicht einem seiner Vettern in Niederbaiern übergeben, und sich dadurch diesen ewigen Verfolgungen eines widrigen Schicksals entziehen sollte.

Die Oesterreichischen Schaaren räumten das verwüstete Land, und Zuversicht und Hoffnung kehrten in Ludwigs Seele wieder. Er zog (im Januar 1320.) an den Rhein hinunter, um hier die Hülfe zu suchen, die er in seinem Eigenthume nicht gefunden hatte. Er sah auch seine Erwartungen auf das trefflichste bestätigt. Zwar entriß ihm der Tod gerade zu dieser Zeit den getreuesten seiner Bundsgenossen, den Kurfürsten Peter von Mainz; aber seine Sache litt dadurch keinen Nachtheil; vielmehr zogen von allen Seiten der Adel und die Städte ihm zu, mit einer ansehnlichen Macht rückte der Kurfürst von Trier herbey, und auch der König von Böhmen schickte wieder einige Schaaren, so daß Ludwig nie ein Heer von dieser Stärke um sich versammelt gesehen hatte. Als Friedrich diese Rüstungen vernahm, machte er sich auf, zog durch das Tyrol an den Rhein, und erschien bey Strasburg den feindlichen Stellungen gegen über. Zugleich schloß Leopold mit den Speyerern,

vor deren Stadt er im achten Monate gelegen war, einen Waffenstillstandsvertrag, und vereinigte sich mit seinem Bruder. Das Flüßchen Breusch trennte beyde Heere. Aber Ludwigs Unstern gieng auch diesmal wieder über seinem Lager auf. Bey dem Anblicke der vereinten Oesterreichischen Macht entfiel seinen Bundsgenossen der Muth. Er war genöthigt, seine Stellung zu räumen, und sich nach Hagenau zurück zu ziehen. Gleich als hätten sie ihn in offener Feldschlacht besiegt, verfolgten die Oesterreicher seine Schaaren. Mit Ungestümm forderten seine Krieger von dem geldlosen Könige ihren Sold, und als er nicht zu leisten vermochte, was sie verlangten, löste der größte Theil des Heeres sich auf; und nicht minder rathlos, als nach dem Schrecken von Mühldorf, nahm er seine Zuflucht nach Frankfurt; Friedrich aber verstärkte seine Macht immer mehr im Elsaß und in Schwaben. Im darauf folgenden Sommer (1321.), während Ludwig wieder am Rhein beschäftigt war, die Reichsstände in sein Interesse zu ziehen, oder in demselben zu erhalten; fielen die Oesterreicher abermals über seine baierischen Lande her, durchzogen sie zehn Wochen lang nach allen Richtungen, und jede Gegend, die ihr

Fuß betreten hatte, ward von ihnen verlassen als ein scheußlicher Greuel der Verwüstung.

So hatten denn acht Jahre hindurch die beyden Könige, über deren Wahl das Reich in sich selbst zerfallen war, sich um die teutsche Krone bekämpft! Der ganze vaterländische Süden, von den Alpen bis an den Thüringer Wald, und vom Inn bis an die Gebirge des Wasgau, war ein trauriger Schauplatz unaufhörlicher Befehdungeu. In offenem Kriege lebte der Nachbar mit dem Nachbarn: da alles durch die Gewalt des bewaffneten Arms entschieden wurde, waren die Gesetze vergessen; Handel und Wandel und das friedliche Geschäfte des Landmanns hatte keinen Schutz mehr; nur der Mächtigste konnte seines Eigenthums sicher seyn; und überall sah man die rauchenden Trümmer zerstöhrter Hütten und Burgen, und traurig verwüstete Dörfer. Da die Parthien selten im Stande waren, vernichtende Schläge gegen einander zu führen; so suchten sie sich durch Zerstörung aufzureiben, und diese traf gerade den schuldlosesten Theil, nämlich die wehrlosen Bewohner des Landes. Murrend sehnte sich deßhalb ganz Teutschland nach einer bessern Zeit, und es ward aller Welt gleichgültig, wer die Krone trug, wenn man nur des so lange vermißten Glückes theilhaftig ward, wieder ruhig

und sicher zu leben. Dieß war auch der Sinn der meisten Stände des Reiches und des Adels. Das lange vergebliche Streben und das Unglück hieß endlich auch den Partheygeist verstummen, und die kriegerische Lust übersättigt schweigen. Es war Aller Wunsch, daß irgend ein entscheidender Tag das Schicksal Teutschlands aussprechen möchte. Zu einer solchen rüstete sich Oesterreich. Selbst seine Feinde anerkannten, daß ihm endlich der Sieg werden müßte. In allen bisherigen Feldzügen hatte es immer die Oberhand behauptet. Nie standen die Sachen Ludwigs bedenklicher, als itzt. Ein mit Verstand und Kraft geleiteter Anstoß mußte das wankende Gebäude seiner Entwürfe und Hoffnungen vollends zu nichte machen.

Friedrich ließ ein Aufgebot an seine sämmtlichen Mannen ergehen, daß sie herbey kommen sollten, um Baiern zu demüthigen. Die Bischöfe von Salzburg, Passau, Lavant und Gurk schickten ihm Geld und Mannschaft, und gelobten ihm, seinen Fahnen ins Feld nachzufolgen. Der König Karl von Ungarn stellte zahlreiche Horden von Reuterey und Bogenschützen; ein wildes Volk, von seltsamer Gestalt und Tracht, aber furchtbar im Kriege. So kam ein mächtiges Heer zusammen, mehr als siebenzig

tausend Mann stark. Um das Fest der Kreuzerfindung (21. Sept. 1322.) brach Friedrich, seinen Bruder Heinrich an der Seite, mit demselben auf, und drang über Salzburg in Baiern ein, und lagerte sich bey demselben Mühldorf, wo es ihm drey Jahre früher gegen Ludwigen so leicht und so wohl gelungen war. Zu gleicher Zeit zog Leopold große Streitkräfte in Schwaben, am Rhein, im Thurgau und Aargau zusammen. Er sollte den Feind im Rücken nehmen, und so seinen unvermeidlichen Untergang vollenden.

Mit derselben Thätigkeit, und mit einem nicht minder günstigen Erfolge hatte Ludwig seine Rüstungen betrieben. Die Städte seines Landes standen mit allen ihren Mannschaften auf, und der getreue Adel, besonders der jenseits der Donau im Nordgau saß, sammelte sich um seine Fahnen. Es kamen Heinrich von Nieder-Baiern, Johann von Böhmen, und der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit mächtiger Hülfe herbey. Viele von den Städten des Reichs zogen dem Könige zu. Balduin von Trier sendete sein Volk; auch er erschien mit den ihrigen Wilhelm von Montfort, zween Grafen von Oettingen, zween von Schlüsselburg, und der von Henneberg. So er-

wuchs Ludwigs Heer zu einer stattlichen Macht; aber an Zahl war es nicht der Hälfte des Feindes gleich. Der König von Böhmen sah deßhalb nicht ohne Sorgen, die ungeheuere Menge von Lanzknechten, Schützen und Reisigen, die in Friedrichs weit gedehnten Lagern sich bewegten. Aber der König wankte nicht in seiner Zuversicht. „Seyd guten Muths, sprach er, die Hand des Herrn ist mit unsrer Sache! Wir siegen!“ — Diese Zuversicht verkündigte einen selbstständigen Geist. Denn nicht nur an Volk war Ludwig schwach; er war es auch an Geld. Seine Kasse enthielt den Tag vor der Schlacht an baarem Vorrathe, nicht mehr als elf Pfund Heller; und Krone, Eigenthum und Leben hiengen an dem Ausgange dieses verhängnißvollen Moments. Doch sprachen die Astrologen für die Unternehmung; die Gestirne standen günstig für den König.

Das Oesterreichische Heer hatte sich in der weiten Ebene gelagert, welche, die Vechenwiesen genannt, zwischen dem Inn und der Iser, westlich von Mühldorf sich hindehnt; Ludwig aber stand mit seinen Bundsgenossen, hinter dem letztgenannten Flusse. Sein ganzes Heil schien daran zu hängen, daß er mit Friedrichen schlug, ehe Leopold herbey gekommen war, um ihn zu verstärken. Das Glück

gab ihm Gelegenheit, den Briefwechsel der beyder Brüder zu unterbrechen. Friedrichs Boten nahmen nämlich ihren Weg durch das Kloster Fürstenfeld. Die dortigen Mönche; ihrem Fürsten treu ergeben; und davon unterrichtet, was jetzt sein Interesse forderte, hielten dieselben beym Becher auf, und veranlaßten sie, unter Umständen, wo die Augenblicke kostbar waren, die Nacht hindurch mit ihnen fortzuzechen. Zum Ueberflusse ließen sie noch ihre Pferde stehlen, daß der Aufbruch am Morgen nicht erfolgen konnte. So beschäftigte sich Leopold damit, die Burg des Grafen von Montfort zu berennen, während seine Gegenwart am Inn dringend nothwendig war; Ludwig aber gab seinem Heer eine Stellung; die Friedrichen große Vortheile darbot, um ihn zum Angriffe zu reizen, ehe Leopold mit den Seinen herbey kam.

Die wichtigste Person unter dem Heere des Königs war Seyfried Schweppermann, ein erfahrner Kriegsmann von Nürnberg, zwar unansehnlich von Person, aber unerschöpflich an Hülfsmitteln, voll Geistesgegenwart und Tapferkeit, und durch ein schönes vorhergegangenes Heldenleben hochgeachtet in der öffentlichen Meynung. Ihm hatte Ludwig die Lenkung der Operationen anvertraut. Den rechten Flügel des Heers führte

Konrad von Baierbrunn, den linken Albert Rindsmaul, Pfleger von Neustadt. Beyden waren Schaaren von leichter Reuterey zugetheilt, welche den Auftrag hatten, während des Gefechtes den österreichischen Friedrich nie aus dem Auge zu lassen, und ihn wo möglich zu erhaschen. Der König von Böhmen und der Herzog Heinrich standen an der Spitze des Vortrabs. Ihnen ward die Ehre des ersten Angriffs zugedacht. Ludwig hielt sich, in gemeiner Rüstung, auf dem Mittelpunkte des Heers, bey der Sturm- und Rennfahne, umgeben von seinen treuen baierischen Bürgern. So rückte die gesamte Macht bey Ampfing über die Iser, und bot dem Feinde die Schlacht an. Nur der Burggraf von Nürnberg blieb mit seinen Reutern, jenseits des Flusses, im Hinterhalte stehen. Dieß geschah am Tage des Erzengels Michael (18. Sept. 1322.) früh vor Aufgang der Sonne.

Schon den Tag zuvor hatte Friedrich, der die Bewegungen in dem feindlichen Lager wahr nahm, sich entschlossen, das Treffen anzunehmen. Umsonst widerriethen es ihm seine bewährten Kriegsgefährten, Dietrich von Plichendorf und die Brüder Heinrich und Ulrich von Waldsee, mit der Ermahnung, erst Leopolds Ankunft zu erwarten; umsonst weissagten seine

Sternkundige Unglück; er blieb auf seinem vermessenen Sinne. Der Erzbischof von Salzburg, wie Friedrich ungeduldig die gewisse Vernichtung des Feindes erwartend, nahm das Schwert und schlug drey und neunzig Ritter, und am folgenden Morgen, als man die Baiern in Schlachtordnung heran rücken sah, setzte sich das ganze Heer gegen sie in Bewegung. Der rechte Flügel, der die wilden ungarischen Schaaren enthielt, ward von den Brüdern von Waldsee geführt. Ein großer Haufen auserlesener Pfeilschützen schritt vor demselben her. Den linken Flügel, auf dem die Oesterreicher und Steyermärker standen, befehligte Herzog Heinrich von Oesterreich. Mit demselben zog Friedrich, umgeben von seiner Leibwache, einher, auf einem stolzen Pferde reitend, in vergoldeter Rüstung, und mit einem Helm geschmückt, auf dem der Reichsadler sich erhub. Diese Pracht, eine so edle Gestalt umkleidend, konnte die Seinen ermuntern, die Feinde aber schrecken. Die bey dem Heere befindlichen Bischöfe hatten sich in die Stadt Mühldorf zurück gezogen, und flehten am Altare um Glück für Oesterreichs Waffen.

Die Ungarn eröffnen die Schlacht. Mit einem wilden Geheule und raschen Schrittes stürzen sie auf den baierischen Vortrab los, und ein Hagel

richtig treffender Pfeile fällt auf denselben nieder. Die Pferde stutzen; das Fußvolk verzweifelt an der Möglichkeit solchem Ungestümme zu widerstehen; fünfhundert Böhmen werden gefangen; die andern wenden um, und bringen selbst die Baiern auf dem rechten Flügel in Unordnung. Unter dem Könige Johann fällt sein Streitroß. Da eilt Schweppermann mit den Baiern, welche der Herzog Heinrich anführte, herbey, stellt sich dem Feinde entgegen, bildet aufs Neue die Schlachtordnung, und wieder ermannt, treten die Böhmen abermals in die Lücke ein, die durch ihre Flucht entstanden war. Nun beginnt ein heftiger Kampf. Auf beyden Seiten glänzt die höchste Tapferkeit. In großer Zahl fallen die Todten und Verwundeten; aber ohne daß ein Resultat sich zeige, empfängt der Tod sein Opfer. Schweppermann sieht, daß die Kunst entscheiden müsse, wo das Schwert ohne Erfolg geführt wird. Er macht eine Schwenkung mit dem ganzen Heere. Sonne, Wind und Staub fällt den Oesterreichern ins Gesicht. Mit neuem Eifer benützen die Baiern diesen Vortheil. Heldenmüthig wiederstehen die Feinde. Aber sie sehen sich auf die Vertheidigung zurück gebracht. Sie werden heftig gedrängt. Doch plötzlich kommt die Hülfe, deren so grosse Tapferkeit werth war. Von der

Iser her stürmt ein langer Zug Reuterey, und über ihm weht Oesterreichs Banner. War das nicht Leopold, den der Himmel gerade im Augenblicke der Entscheidung sandte? Im Jubelschall lief die entzückende Kunde durch Friedrichs wankende Reihen. Aber welche Täuschung! Es war der Burggraf von Nürnberg mit seinen Reutern, der aus seinem Hinterhalte hervor gebrochen, das trügerische Zeichen der Genossenschaft führend, in den Rücken der Ungarn fällt. Darüber verliert das überraschte Volk den Muth. Alles ergreift die Flucht, die gefangenen Böhmen entwaffnen ihre Wächter, und stürzen rachedürstend in die feindlichen Haufen. Die Niederlage des rechten Flügels ist vollendet. Aber noch kämpft Friedrich mit Löwenmuth in der Mitte der Oesterreicher und Steyermarker. Sein Wort und sein Beyspiel konnten auch den Kleinmüthigsten begeistern. Nur vermochte die Tapferkeit nicht mehr, den besonnenen Schweppermann zu hindern, daß er den errungenen Vortheil benützte. Er sendet eine Schaar Reuterey in die feindliche Flanke. Die Verwirrung wird allgemein. Der Herzog Heinrich von Oesterreich ergiebt sich den Siegern. Gleiches Schicksal hat Dietrich von Plichendorf, der das Hauptbaner des Heers führt. Unerschütterlich steht, in diesen schrecklichen

Augenblicken, der unbezwingbare Friedrich, gleich einem Helden aus dem Zeitalter der Fabel. Alles dringt auf ihn ein; Alles schlagen die treuen Ritter nieder, die ihn umgeben. Endlich fällt unter ihm sein Pferd. Noch wehrt er sich männlich. Die Leichname seiner Freunde liegen um ihn her. Nach langem Zweykampfe wird Albert Rindsmaul seiner Meister. Der Burggraf von Nürnberg kömmt herbey. Ihm übergiebt Friedrich sein Schwerd. Ehrfurchtsvoll und schweigend stehen die Helden, und tief gerührt durch solchen Unbestand menschlichen Glücks.

So siegreich endigte sich, nach einem harten Kampfe von zehn Stunden, für den König der Tag bey Ampfing. Eine Menge tapferer Männer von beyden Seiten war gefallen. Fünftausend todte Pferde lagen auf der Wahlstadt. Unter deu Gefangenen zählte man 1400 rittermäßige Leute. In tiefen Schmerz versunken sann Friedrich seinem Unglücke nach. Er gerieth in größere Bestürzung, als ihm verkündigt ward, daß er Ludwigen sollte vorgestellt werden; denn er war der gewissen Zuversicht, daß er diesen selbst, in der Schlacht niedergehauen habe. Gebeugt und zaghaft erschien er in dem Zelte seines Ueberwinders. Aber dieser nahm ihn mit Würde auf, und nie seine gewohnte Freundlichkeit ver-

läugnend, bewillkommte er ihn, mit den Worten: „Vetter! wir sehen Euch gern!"

Ludwig versäumte nicht, seine Krieger und seine Bundsgenossen für die Treue und den Muth zu belohnen, die sie an diesem heissen Tag ihm bewiesen hatten. Was er bey dem dürftigen Mahle nach der Schlacht zu seinem trefflichen Heerführer sprach, ist zum Sprichworte geworden:

Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwey!

Dem Könige von Böhmen, und einem großen Theile seines Adels ertheilte er den Ritterschlag. Konraden von Schlüsselburg belehnte er mit der Burg und Stadt Gröningen und mit der Reichs-Sturmfahne. Den Bäckerknechten zu München, die in der Schlacht, bider und mannhaft ihn aus großer Gefahr gerettet hatten, gab er, neben anderen Graden und Befreyungen, den Reichsadler in ihre Fahne. Dem Burggrafen überließ er einen großen Theil der gefangenen Oesterreichischen Ritterschaft, um durch ihre Ranzion sein Gut zu mehren. Zu demselben Zwecke kam der Herzog Heinrich in die Verwahrung des Königs Johann. Jene befreyten sich, indem sie dem Burggrafen ihre Güter als Lehn verschrieben; dieser bezahlte als Lösegeld, neben

Abtretung einiger Städte, die Summe von 30,000 Gulden. Den unglücklichen Friedrich aber brachte Ludwig erst auf das Schloß Dornberg, und dann übergab er ihn dem Vicedom Weigel von Lengenfeld, der ihn auf seiner Burg Trausnitz, im Nordgau, verwahrte. Zwey seiner Diener hatten die Erlaubniß die Gefangenschaft mit ihm zu theilen.

Leopold, der indessen gegen den Kampfplatz in Baiern vorgerückt war, hatte im Kloster Fürstenfeld Friedrichs Boten gefunden, und bald kam ihm das Geschrey entgegen, daß Oesterreichs Macht gänzlich geschlagen, und seine beyden Brüder, mit dem Kern ihres Adels, in Feindes Gewalt seyen. In tiefer Bestürzung gab er seinen Völkern den Befehl zum Rückzuge, und rächte an den Freunden des Königs in Schwaben und am Rhein das Unglück, das die Seinen betroffen hatte.

Mittlerweile durchlief das Geschrey von dem blutigen und entscheidenden Tage bey Ampfing ganz Teutschland. Jedermann bewunderte die Kunst und die Tapferkeit, welche hier so glänzend gesiegt hatten: und da es dem Glücklichen nie an Freunden fehlt; so erklärten sich viele Stände, die zuvor Oesterreich angehangen waren, für Ludwig und seine Sache; und andere, welche

zuvor egoistisch keine Parthie genommen hatten, bezeugten den Obsiegenden ihre Theilnahme und ihre Treue. Die Krone war nun kein zweifelhafter Besitz mehr; und ein Prätendent derselben, der sich in der Gewalt ihres Innhabers befand, konnte selbst durch glückliche Waffen seiner Anhänger keine Hülfe finden. Erst itzt trat Ludwig mit dem ganzen Gewichte der königlichen Würde auf, hielt seinen ersten feyerlichen Reichstag (im Frühling 1323.) zu Nürnberg, wo die meisten Stände sich um ihn versammelten, gab das Gesetz eines allgemeinen Landfriedens, und schaffte die neu aufgerichteten Zölle wieder ab. Zugleich hielt er sich für mächtig genug, auch einmal für die Verstärkung seines Hauses etwas zu thun, indem er seinen Sohn Ludwig mit der durch das Aussterben des Askanischen Stamms erledigten Mark Brandenburg belehnte. Die Oesterreicher wenigstens konnten ihm darüber keinen Vorwurf machen, da sie ja durch dieselbe Operation den größten Theil ihres Eigenthums erworben hatten: und gerade durch sie ward Ludwig unaufhörlich daran erinnert, wie wenig die königliche Macht gegen eine starke Hausmacht vermöge. Unterdessen gewährte der Erwerb in der letztern Hinsicht sehr wenig. Denn lange war die Mark durch innere und äussere

Zwiste ein unsicherer und werthloser Besitz, und nur fünfzig Jahre konnte den Stamm von Mittelsbach sie behaupten.

Aber bald trübte sich der Himmel wieder über dem Könige. Die Parthie der Gibellinen hatte sich in Italien, unter ihrem Oberhaupte Matthäus Visconti, zu großem Ansehen erschwungen, und im Norden dieses Landes, die meisten Städte in einen festen mächtigen Bund vereinigt. Das verdroß den päbstlichen Hof, der von jeher in dieser Parthie seine Feinde zu sehen gewohnt war, und Johann XXII. erklärte den Visconti für einen Ketzer und sandte seinen Kardinallegaten Bertrand von Pojet mit einem Heere gegen ihn, der endlich gar Mailand belagerte. In dieser Noth wandten sich die Visconti an den König Ludwig, erinnerten ihn an die Anhänglichkeit, die die Gibellinen ihm immer bewiesen, und baten ihn um Hülfe. Da zogen, auf seinen Befehl, die Grafen von Truhendingen, Graispach und Neuffen, mit acht hundert Reutern über die Alpen, und die Päbstlichen wurden genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben (im Jul. 1323.) Darüber entbrannte Johann zur unversöhnlichsten Rache, und er schwur, an Ludwigen zu vollenden, was die Oesterreicher „vergeblich an ihm versucht hat-

ten.“ Er habe: sprach eine an den Kirchthüren zu Avignon angeheftete Bekanntmachung, sich die Verwaltung des römischen Reichs angemaßt, ohne die päbstliche Bestätigung nachzusuchen, und den Ketzern Beystand gegen den heiligen Stuhl geleistet. Werde er sich nicht der Reichsverwaltung entschlagen, bis über seine Berechtigung und seine Person von dem Statthalter Christi erkannt sey, so treffe ihn der Bann. Bis dahin sey es jedermann verboten, ihm als Könige zu gehorchen.“ Es machte in Teutschland ein dem Pabste nachtheiliges Aufsehen, daß er den unerhörten Grundsatz, von einer ihm gebührenden Bestätigung der teutschen Königswahl behauptete, und die meisten Stimmen vereinigten sich mit Ludwig, als er in einer feyerlichen Verwahrung erklärte: daß ein von den Kurfürsten rechtmäßig erwählter und gekrönter König keiner weitern Bevollmächtigung zur Verwaltung des Reichs bedürfe, und daß er wohl wisse, wie man am Hofe zu Avignon gewohnt sey, diejenigen für Feinde der Kirche zu halten, die ihre Pflichten gegen das Reich treu erfüllen. Darauf sprach der Pabst die Exkommunikation förmlich über den König aus: und da auch dieß keinen nachgiebigen Schritt von Seiten der Verbannten bewirkte; erfolgte ein dritter päbstlicher Spruch,

vermöge dessen Ludwig alles Rechtes für verlustig erklärt wurde, das er durch seine Wahl etwa auf das Reich erhalten haben möchte.

Solche kühne Schritte würde der Pabst nicht gewagt haben, hätte er nicht, mitten in Teutschland selbst an dem Erzherzoge Leopold von Oesterreich einen mächtigen und tapfern Förderer seiner Absichten gesehen. Durch das Unglück seines Bruders erschüttert, hatte derselbe, um seine Befreyung zu bewirken, zwar erst den Weg der Unterhandlung eingeschlagen, und deßhalb durch den Herzog Heinrich von Kärnthen und den Grafen Heinrich von Görz dem Könige Vorschläge gethan. Als aber auf diese Weise nichts bewirkt wurde, beschloß er, indem sein gereizter Muth mit neuer Stärke erwachte, was durch die Waffen verlohren ward, durch die Waffen wieder zu erwerben. Er schloß einen neuen Bund mit dem Könige Karl von Ungarn. In den Unterhandlungen über die Befreyung des Herzogs Heinrich ward Johann von Böhmen vermocht, Ludwigen gegen Oesterreich keine Hülfe weiter zu leisten, die zwey hundert Helmen ausgenommen, mit denen er aus seinen ausser Böhmen gelegenen Reichslanden ihm zuzuziehen verpflichtet war. Auch mit seinem Vetter dem Grafen Johann von Habspurg

traf er eine Uebereinkunft wegen gegenseitiger Hülfeleistung. Die päbstliche Bannbulle gegen den König ließ er überall, wo er Gewalt hatte, anheften. Recht empfindlich traf sein Arm im Westen Teutschlands die, welche wider ihn waren. Und weil die Rache nichts berechnet, als nur das Verderben des Gehaßten; so vergaß er das alte Interesse seines Hauses, und die Ehre und die Freyheit der teutschen Nation, und gieng in die Plane des Pabstes ein, vermöge deren der König Karl von Frankreich den Thron des römischen Reiches besteigen sollte. Es kam ein Vertrag zwischen ihm und diesem Monarchen zu Stande, in dem sich Karl verbindlich machte, den Baier so lange zu bekriegen, bis Friedrich frey wäre, und nach Erlangung der Krone Leopolden, der mit allen seinen Kräften für seine Zwecke wirken sollte, dreißigtausend Mark Silbers zu bezahlen. Zugleich ward ein Zusammentritt beyder Fürsten, zu Bar in Burgund verabredet, zu dem alle diejenigen teutschen Stände eingeladen waren, die man für Feinde des Hauses Wittelsbach hielt. Es erschien auch an dem bestimmten Tage (im Jul. 1325) der König Karl mit einem prächtigen Gefolge: aber ausser Leopolden fand sich in Teutschland niemand ein: worinn der König einen Beweis sah, daß ihm von dem Her-

zoge zu viel verheißen war, und was ihn bestimmte, seine Absichten auf die teutsche Krone nicht dem Glücke der Waffen zu überlassen, das sich vor Kurzem erst zum Erstaunen der Welt so günstig für Ludwigen erklärt hatte. Diese Unterhandlungen gewährten Leopolden nicht, was er von ihnen erwartet hatte: doch war es für ihn sehr vortheilhaft, daß durch seine Mitwirkung der König Johann von Böhmen die innigsten Verbindungen mit dem französischen Hofe anknüpfte, und die bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse mit Ludwigen zerriß, der diesen wichtigen Bundsgenossen allerdings nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt hatte, die er verdiente, und die Umstände forderten. Zu gleicher Zeit schleuderte der Pabst einen wiederholten Bannstrahl auf das Haupt des Königs. Er erklärte ihn wegen seines beharrlichen Ungehorsams für einen von Gott Verworfenen, und verbot den Reichsvasallen und Unterthanen, unter den fürchterlichsten Drohungen, ihm weiter zu gehorchen.

Unterdessen sann Leopold Tag und Nacht darüber nach, wie er den geliebten Bruder seiner Haft entledigen möchte. Die Erregung eines neuen allgemeinen Krieges gegen Ludwigen war ihm mißlungen. Auch hatte er umsonst seine Zuflucht zur Hülfe eines berühmten Schwarz-

künstlers *) genommen. Er wandte sich nun mit freundlicher Gebehrde an den König selbst, übersandte ihm (im Sept. 1324.) die Reichskleinodien, die er bisher noch in Händen gehabt hatte, nach Nürnberg, und bat ihn um die Befreyung seines Bruders. Mit Freude empfieng Ludwig das willkommene Geschenk; aber da er zugleich darauf bestand, daß Leopold vorläufig

*) So erzählen einmüthig die Alten, die in der sichtbaren Welt überall die Mächte der unsichtbaren walten sahen: der Zauberer habe Leopolden den Teufel in der Gestalt eines Studenten dargestellt, und ihm Befehl ertheilt, Friedrichen zu befreyen. Um Mitternacht erschien der böse Geist, in seiner Vermummung, vor der Trausnitz, drang durch die verschlossenen Thüren des Gefängnisses, weckte den Verhafteten aus dem Schlafe, und kündigte ihm seine Freyheit an. Dieser ahnete, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen dürfte. Er fragte den Befreyer um seinen Stand und Namen. „Laß dich das nicht kümmern, sprach der Geist, und folge mir nach." Da ergriff Schrecken und Entsetzen den frommen Fürsten, er kreuzte und segnete sich, beschwur im Namen Gottes und der Heiligen die Erscheinung, und so wich der Satan von ihm. Trithemii Chronicon, Chronicon Sponheim. Cuspinian. Gerard de Roo.

die Reichsstädte, die ihm den Huldigungseid geschworen hatten, ihrer Verbindlichkeit entlassen, und ihn unbedingt in seine königlichen Rechte einsetzen sollte, zerschlugen sich die Unterhandlungen, die Oesterreicher grifen wieder zu den Waffen, und mit den alten Muth entbrannte der verheerende Krieg in Baiern und Schwaben. Ludwig belagerte noch im Winter desselben Jahrs die Veste Burgau, aus welcher der tapfere Burkard von Ellerbach dem umher liegenden Land vielen Schaden zugefügt hatte. Aber Leopold kam dem Platze zu Hülfe, und schlug das Belagerungsheer von demselben hinweg. Diese Niederlage verminderte sehr die herrschende Meynung von Ludwigs kriegerischer Tugend, und bewies, daß der Tag von Ampfing zu ganz anderen Erfolgen geführt haben würde, wenn in den Reihen der Helden Oesterreichs auch Leopold gestanden wäre.

Um diese Zeit war durch die Ränke des Pabstes eine Tagfahrt in Rensee zu Stande gekommen, auf der die Churfürsten zu Maynz und Trier, der Herzog Leopold, der König von Böhmen, und mehrere Stände erschienen, mit der erklärten Absicht, unter Mitwirkung der päbstlichen und französischen Gesandten, dem Könige Karl von Frankreich die teutsche Krone

zu übergeben. Zwar scheiterte der Entwurf an dem patriotischen Sinne der meisten versammelten Fürsten, und auch die Gleichgültigen wußte der Kommenthur des teutschen Ordens zu Koblenz, Graf Bertold von Buchek durch seine gewaltige Beredsamkeit davon zu überführen, was zu erwarten stehe, wenn das Reich an einen Fremden gelange. Aber dieser Versuch zeigte dem Könige aufs Neue die Unversöhnlichkeit und die Macht seiner Feinde; die Erinnerung an die Niederlage bey Burgau konnte keine Hoffnung in ihm erregen, auf den Fall, daß Leopold sich wieder gegen ihn erhub: überdieß hatten seine mächtigsten Bundsgenossen ihn verlassen, und seine eigenen Kräfte waren so tief gesunken, daß er wohl ein recht armer Fürst heißen konnte. Alles forderte ihn auf, sich endlich mit seinem Gefangenen zu versöhnen. Da begab er sich (im März 1325.) auf die Trausnitz, bot Friedrichen Freyheit und Freundschaft an, und beyde wurden also mit einander darüber einig: „Friedrich werde seiner Haft entlassen; er entsage dem Reiche, und mache sich, für sich und seine Brüder verbindlich, alle in ihrem Besitze sich befindlichen, dem Reich gehörigen Städte und Schlösser zurück zu geben, und dem Könige gegen alle seine Feinde, und namentlich gegen

den, der sich Papst nennt, beyzustehen. Die Lehen über die Oesterreichischen Staaten werden von dem Könige empfangen. Friedrichs Tochter Elisabeth werde Ludwigs Prinzen Stephan verlobt, und begebe sich deßhalb sogleich nach München. Sollte Friedrich nach Ludwigs Tode die teutsche Krone empfangen; so ertheile er den Söhnen des Letztern alle ihre Reichslehn, besonders die Mark Brandenburg, und bestätige ihre Reichspfandschaften. Ein ewiger Bund bestehe zwischen Oesterreich und Baiern. Könne oder werde Friedrich einen dieser Punkte nicht erfüllen; so stelle er sich bis auf den Johannestag wieder auf der Burg Trausnitz." Am 13. März wurde diese Verkommniß von dem Grafen Bertold von Henneberg einer, und von Dietrich Blichendorfer anderer Seits gesiegelt. Die beyden Fürsten bestätigten sie mit einem körperlichen Eyde, und empfiengen darauf das Abendmahl aus ihrer Beichtiger Händen.

Friedrich, als ein frommer Biedermann, entschlossen, getreu alles zu leisten, was er hier so feyerlich verheissen hatte, war kaum zu Wien angekommen, als er den Vertrag von Trausnitz in Vollzug zu setzen begann. Er sandte sogleich seine Tochter an den Hof nach Mün-

chen ab, ermahnte seine Brüder, zu bekräftigen, was in ihrem Namen verabredet war, und erließ Briefe in das ganze Reich, worinn er den Ständen bekannt machte, daß er auf die Krone Verzicht geleistet habe. Aber weder der Pabst, noch der Herzog Leopold waren mit dieser Wendung der Angelegenheiten zufrieden. Jener erklärte in einem Breve den Vertrag, dessen Innhalt er noch nicht einmal kannte, für nichtig, und legte Friedrichen den Titel eines erwählten römischen Königs bey, während er zugleich unter der Hand den König Karl von Frankreich zu bewegen suchte, die itzige Lage der Dinge zu seiner endlichen Erhebung auf den teutschen Thron zu benützen. Leopold aber, von Avignon aus unaufhörlich zur Beharrlichkeit und zum Widerstand ermahnt, sah in dem Vertrage eitel Unrecht und Schmach, griff aufs Neue zu den Waffen, und verfolgte mit Feuer und Schwerdt die Freunde des Königs. Da erkannte Friedrich die Unmöglichkeit, sein Wort zu erfüllen; aber treu und wahr zu bleiben, daran konnte nichts ihn hindern, und so stellte er sich wieder in seiner Haft auf der Trausnitz ein.

Solcher Edelmuth gewann dem Gefangenen

Ludwigs Herz. Die Arglist des Pabstes und Leopolds trotziger Muth konnten die Unruhen in Teutschland erhalten; aber sie konnten es den beyden versöhnten Fürsten nicht verwehren, sich gegenseitig zu achten und zu lieben. Während über Interessen, über die sie mit einander einverstanden waren, sich alles entzweyt hatte, bestand unter ihnen ein inniges freundschaftliches Verhältniß. Sie wohnten in einem Hause, speißten an einer Tafel und schliefen brüderlich in einem Bette. Indem Ludwigs Herz so laut für seinen unglücklichen Freund sprach, und Leopold, im Einverständniß mit dem Pabste, täglich neue Gefahren über ihn erregte, konnte es ihm nicht an Bereitwilligkeit fehlen, der Sache des Friedens auch von seiner Seite ein großes Opfer zu bringen. Am Donnerstag vor Maria Geburt (1325.) wurde von beyden Fürsten, zu München ein neuer Vergleich getroffen, und darinn ausgemacht: „Ludwig und Friedrich besitzen das Reich gemeinschaftlich, und beyde nennen sich römische Könige und Mehrer des Reichs. In den öffentlichen Urkunden wechseln sie mit der Vorsetzung des Namens jeden Tag ab. In Ludwigs Siegel stehe Friedrichs, in Friedrichs Siegel Ludwigs Name zuerst. Die großen Lehen werden gemeinschaftlich vergeben.

der nach Italien geht, erhält von dem Mitkönige die Vollmacht; dieser verwaltet in der Zwischenzeit Teutschland. Was bisher jeder in Reichssachen verfügt, behalte seine Gültigkeit. Von beyden werde nur ein Hofrichter und ein Hofschreiber bestellt. Keiner verlasse den andern, und beyde bleiben eng verbunden, gegen alle ihre Feinde, sie seyen geistlich oder weltlich." Ludwig und Friedrich hängten ihre Siegel an diesen Brief, und mit ihnen zehn Zeugen von hohem Stande.

So hatte denn das römische Reich zween Könige! Die Neuheit der Sache, und die vielen bedenklichen Seiten, die sie darbot, ließen erwarten, daß sie nicht ohne Widerspruch werde geltend gemacht, und nicht ohne große Schwierigkeiten ausgeführt werden können. Zwar die Parthien schienen nun vollkommen beruhigt, und selbst Leopold begrif, daß diese Uebereinkunft in Vergleichung mit dem Traußnitzer Vertrage, als ein glänzender Triumph seines Hauses gelte. Aber die Kurfürsten behaupteten, daß eine solche einseitige Verfügung über die Regierung des Reichs ein Eingriff in ihr Wahlrecht sey, und ohne ihre Bestättigung keine gesetzliche Kraft erlangen könne; und der Papst erklärte, die Gemeinschaft mit einem Exkommunicirten, mache

den Genossen — seines Verbrechens und seines Fluches theilhaftig. Umsonst brachten die Könige die Auskunft in Vorschlag, daß einer von ihnen Teutschland, und der andre Italien regieren sollte; die Widersprüche dauerten fort. Indessen brachten beyde die Rechte in Ausübung, die sie sich in dem Münchner Vertrage verbirgt hatten, und männlich und standhaft setzten sie dem Zwiespalte der Meynungen ihre Eintracht entgegen.

Ludwig glaubte nun, der Ruhe in Teutschland genugsam sicher seyn zu können, um über die Alpen zu gehen, und an dem Papste die vielen Kränkungen zu rächen, die er ihm durch öffentlichen Trotz und geheime Bosheit bewiesen hatte. Ueberdieß war im Anfange des Jahrs 1326. der Herzog Leopold, nach einem Leben voll kriegerischer Unruhe und kühnen Unternehmungen, zu Straßburg gestorben, und damit jedes Besorgniß beseitigt, was noch immer der Charakter desselben erregen konnte. Am Schlusse des besagten Jahrs wurde der Zug angetreten. Alle Umstände begünstigten den König. Mit hoher Freude giengen ihm die Gibellinen bis nach Trident entgegen. Zu Mailand empfieng er die Krone von Italien; zwang dann Pisa, ihm die Thore zu öffnen, und schloß Bündnisse mit den mächtigsten Fürsten des Landes. Bald erschien

er, von den Bewohnern der Stadt eingeladen, in Rom, wurde daselbst von den Senatoren zum Kaiser gekrönt, entsetzte den Pabst Johann seiner Würde, und erhub Nicolaus V. auf den heiligen Stuhl, der dann ein neues Kardinalkollegium schuf, und die geschehene Kaiserkrönung bestätigte. Doch war es Ludwigen nicht gegönnt, lange im Besitze seines Glücks zu bleiben. Die Gibellinen, die sich durch das Verfahren des Kaiser gegen ihre Häupter gekränkt sahen, erklärten sich feindselig gegen ihn. Das teutsche Volk, dem sein Sold nicht bezahlet werden konnte, entschädigte sich durch Plünderungen und Erpressungen auf dem römischen Gebiete, und um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, schrieb Ludwig eine Kronsteuer aus. Das eine und das andere erregte die äußerste Erbitterung. Dazu war der König Robert mit einem Heere aus Apulien herauf gezogen, und schnitt Rom alle Zufuhr ab. So wurden die Römer ihrer Gäste müde; der Kaiser war genöthigt ihre Stadt zu verlassen; und Hohn und Verachtung folgte ihm nach. Er zog sich in das nördliche Italien zurück, und am Ende des Jahrs 1329. befand er sich, mit seinem geschwächten, und unmuthig nach der Heymath sich sehnenden Gefolge, in Pavia.

Mittlerweile hatte diesseits der Alpen der lange Streit über die Krone nicht geruht. Als Ludwig nach Italien zog, begrüßte ihn Friedrich in Inspruck, in der Hoffnung, den Verträgen gemäß, von ihm während seiner Abwesenheit zur Regierung von Teutschland bevollmächtigt zu werden. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, und mißvergnügt schieden beyde Könige von einander. Ohnehin war Friedrichs Zutrauen zu der Redlichkeit seines Freundes gesunken, da derselbe dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, zum Nachtheile des Hauses Oesterreich, die Erbfolge in seinen Landen auch für seine weiblichen Nachkommen bewilligt hatte. Dies alles bewies, was von dem Baier zu erwarten stand, wenn ihm das Glück getreu blieb, das ihn bey seinem Eintritte in Italien so sehr begünstigte. Friedrich, und noch mehr sein Bruder Albrecht, faßten deßhalb aufs Neue den Gedanken, wieder auf den Alleinbesitz der Krone anzustreben, die an dem unglücklichen Tage von Ampfing verlohren gegangen war, und eine an Johann XXII abgeordnete Gesandschaft erhielt den Auftrag, denselben zu vermögen, daß er Friedrichen als rechtmäßigen römischen König anerkennen möchte. Aber auch diesem letzten Versuch setzte das Verhängniß Um-

stände in den Weg, die ihn nothwendig vereitelten. Ein Zwist, den der Herzog Otto von Oesterreich mit seinen ältern Brüdern erhob, und der die Lande des Hauses zum Schauplatze eines verderblichen Krieges machte (1328.), gestattete nicht, die Kräfte für auswärtige Angelegenheiten zu verwenden. Der Pabst trug blos die Maske des Freundes; Friedrich sollte ihm nur als Werkzeug für höhere Absichten dienen. Der Kurfürst Balduin von Trier, noch immer ein standhafter Bundsgenosse Ludwigs, erlangte nach dem Tode des Erzbischofs Matthias die Administration des Hochstifts Maynz, und damit das Uebergewicht in den rheinischen Landen. Der König Johann von Böhmen, aufs Neue zerfallen mit den ältern Prinzen des Hauses Oesterreich, sprach und handelte öffentlich für Ludwigen und für seinen Oheim Balduin. — Dieß alles konnte den Ehrgeiz eines rüstigen und muthigen Mannes mäßigen, und seine Hoffnungen niederschlagen; noch mehr standen diese Wirkungen bey Friedrichen zu erwarten, da seit seiner Gefangenschaft die frühere Energie aus seinem Gemüthe gänzlich gewichen war, und nun auch körperliche Leiden die Kräfte seines Lebens lähmten. Das Schicksal wollte

nicht, daß er zur Ruhe gelange. Er unterlag seinem Unglücke. In der Woche der heiligen drey Könige (1330) überraschte ihn der Tod auf dem Schlosse Gutenstein in Nieder-Oesterreich. Die Abbtey Murbach verwahrte seine Asche. Wenige Tage später kam Ludwig von seinem italienischen Zuge wieder in München an.

Damals stand der Herzog Otto von Oesterreich, der jüngste von Friedrichs Brüdern, wegen seines jugendlich unternehmenden Geistes der „Kühne" genannt, am Rheinstrom unter den Waffen, um Ludwigs Freunden zu vergelten, was durch ihn seinem Hause zu Leid geschehen war. Ihn hatte Johann XXII. zum Oberhaupte der Parthie bestimmt, die er in Teutschland gegen den Kaiser zu erregen suchte. Er verhieß ihm alles, was die menschlichen Leidenschaften reizen kann, und stellte ihm den Ruhm und das Verdienst dar, die er sich durch das Bestreben, den Schatten seines Bruders an seinen Widersachern zu rächen, erwerben würde. Niemand war für Aufforderungen dieser Art empfänglicher, als der unruhige thätige Otto. Aber zum Glück für ihn und für Teutschland überwog der Vortheil der Gegenwart in seiner Ansicht die glänzenden Güter, die man ihm in

einer fernen Zukunft zeigte. Erst versöhnte er sich (9. May 1330.) durch einen in Landau geschlossenen Vertrag mit dem Könige Johann von Böhmen, und gab, zum Siegel des Friedens, Anna, der Tochter desselben, seine Hand; und nun trat der Schwiegervater in die Mitte des Kaisers und des Herzogs, in einem Augenblicke, wo die überlegene Heeresmacht des letztern, den erstern unfehlbar zu vernichten drohte, und vermittelte unter ihnen einen Friedensvertrag, der am Montage vor Lorenzi (6. Aug. 1330.) zu Hagenau gesiegelt wurde. Der Kaiser bestätigte den Herzogen von Oesterreich alle Fürstenthümer und Herrschaften, die sie vor seiner Thronbesteigung eigen oder pfandweise inne gehabt. Man versprach sich wechselseitigen Beystand wider alle Feinde, nur die römische Kirche, die Kurfürsten und einige andere genannte Herrn ausgenommen. Was zwischen dem Kaiser und Friedrichen geschlossen worden, sollte nichtig seyn. Die alten Rechte, Freyheiten und Gewohnheiten, so Otto und seine Brüder bey ihren Städten und Gerichten, auch wegen der Juden gehabt, wurden bestätigt. Ueberdieß erhielten sie die Städte Schaffhausen, Rheinfelden, Breisach und Neuburg am Rhein als Reichspfandschaften.

So ward, nachdem man siebenzehn Jahre lang sich angefeindet und befehdet, manchen vergeblichen Versöhnungsversuch gemacht und doch nie Zutrauen gefunden, und einen großen Theil von Oberteuschland in eine traurige Wüste verwandelt hatte, zwischen Baiern und Oesterreich Friede geschlossen. Aber die Eifersucht und der Haß blieben in den Herzen, und sie haben sich von den Zeiten Ludwigs an fortgepflanzt bis auf diesen Tag.

Die
Reichenau.*)

Die aus dem Bodensee hervortretenden Gewässer des Rheins ergießen sich, nachdem sie die Mauern der uralten, durch so manche Erinnerung aus der Vorzeit iteressanten Stadt Konstanz bespühlt, in ein zweytes, kleineres Becken, von dem an seinem Rande liegenden Städtchen Radolfzell, der Zellersee genannt, auf dessen westlicher Seite die Insel Reichenau, eine fünf Viertelstunden lange, und zwey Viertelstunden breite ovale Fläche, aus dem Wasser empor steigt, — einer der anziehendsten Punkte des Vaterlandes, durch die Reize der Natur, die er dem Auge darstellt, und durch die Denkmale aus dem Alterthum, die hier noch von dem Geist und Sinne der Väter zeugen. In der

*) Hierzu das Titelkupfer.

Mitte der Insel bezeichnet ein Kreuz die höchste Stelle des Bodens, und hier umfaßt der Beobachter alles Schöne und Herrliche, was in den nähern und fernern Umgebungen sich findet. Zwar ist die Aussicht nicht so weit, und durch keine so kolossale Gegenstände gehoben, wie auf dem Bodensee, besonders wenn hier der Blick gegen Südosten sich wendet; auch sind die Ufer des Zellersee's niedriger und flächer. Dagegen einigt sich hier alles in ein Landschaftsgemälde von sanftem und mildem Charakter, der um so traulicher das Auge anspricht, je näher sämmtliche Parthieen demselben gerückt sind. In bunter Mannigfaltigkeit stellen sich an den Ufern des Sees blühende Dörfer, Städte und Schlösser, ländliche Hütten und stattliche Klöster, Weinberge und Getraidefelder, fröhliche Wiesen und düstere Wälder dar, und jenseits des Rheins thut sich das lachende Thurgau auf, an Fruchtbarkeit und Kultur ein großer Garten, besäet mit Landhäusern und Dörfern, und überall die fleissige Hand und den thätigen Geist seiner Bewohner verkündend. Mit Liebe weilt das Aug auf diesen reizenden Umgebungen, deren Zauber der Glanz des ruhigen Wasserspiegels mächtig erhöht, nicht nur, weil es hier so viel Schönes vereint sieht, was die Natur selten mit dieser

Freygebigkeit zusammen häuft, sondern auch weil es allenthalben die Veredlung wahrnimmt, deren die Natur durch den Fleiß der Menschen theilhaftig wird.

Der Boden der Insel bringt die meisten Produkte, die in dieser Gegend einheimisch sind, in Fülle und Ueberfluß hervor. Vorzüglich gedeihen Gartengewächse, Obst und Getraide, und der hier wachsende Schleitheimer ist der beßte unter den Weinen des Seegeländes. Es fördert den Anbau nicht wenig, daß sämmtliche Felder, wie sonst die Gärten, eingezäunt, und die Wohnungen der Landleute, in denselben zerstreut sind. In der Mitte breitet sich die sogenannte Ergat aus, eine lachende Ebene, und — in der schönern Jahrszeit — durch ihr mildes Grün eine wahre Augenweide. Gangbare Wege durchschneiden in allen Richtungen die Insel. Mehrere Gebäude von hohem Alter sprechen durch historisches Interesse den Wanderer an. Im Jahre 1802. lebten auf der Reichenau, in 268 Häusern, 1373 Menschen, die auf 354 badischen Jaucharten Ackerfeldern, 353 Jaucharten Wiesen, 496 J. Weinbergen, und 59 J. Weideplätzen Landwirthschaft trieben, und 6 Pferde, 6 Schweine und 692 Stücke Hornvieh besaßen. Die Einwohner halten sich zu den drey Pfarrkirchen zu Ober-Zell, Nieder-Zell und St. Johann.

Die berühmte geistliche Niederlassung, die Jahrhunderte lang auf der Insel bestand, und unter den Klöstern des heiligen Benedikts einen so ausgezeichneten Rang behauptete, nahm ihren Ursprung in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. Damals, so erzählt die Sage, hauste der fromme Sintles, Landvogt der fränkischen Könige über das Thurgau, auf der im Angesichte der Reichenau liegenden Burg Sandegg. Dieser vermochte den Bischof Pirminius von Meaux mit ihm nach Allemanien zu ziehen, daß er dort den Unglaubigen das Evangelium predigte. Aus den Fenstern der Burg gewahrte der heilige Mann die Insel, damals von den besagten Anwohner die Sintlesau genannt, und öde und verlassen, in dem von sumpfichten Ufern umgebenen See liegend, — und erregt vom Geiste, gelobte er in ihr ein dem stillen, klösterlichen Dienste Gottes gewidmetes Haus zu bauen. Nachdem er durch die ihm innewohnende Wunderkraft alle Kröten, Schlangen und giftige Insekten auf ewig aus der Wildniß verbannt hatte, begann er, unterstützt von 40 Laien, den Wald, der sie bedeckte, zu lichten, und Tempel und Zellen aufzuführen, und bald gelang seinem Eifer die Vollendung des löblichen Werks. Karl Martel hatte Wohlgefallen an

dem frommen Unternehmen gefunden, und, durch einen am 25. April 724. gefertigten Brief, *) dem heiligen Pirminius und seinen Brüdern aus Gallien, nebst den Dörfern Marktelfingen, Allenspach, Wollmatingen, Ermatingen und Allmansdorf, die Insel Reichenau, „genannt die königliche oder Sintles-Ow,“ geschenkt, daß er dort ein Kloster baue, nach der Regel des heiligen Benedikt. Zugleich ward in dieser Stiftungsurkunde versehen: Reichenau soll dem heiligen Pirminius und seinen Nachfolgern, den Aebbten, eigen gehören, den Mönchen soll die Wahl der Aebbte zustehen, diese aber sollen immer von den römischen Kaisern investirt werden.

Diese Stiftung begleitete ein ungewöhnlicher Segen. Könige, Fürsten und Ritter beeiferten sich in die Wette, sie durch große Vergabungen zu mehren, und so wurde im Laufe weniger Jahrhunderte das Gotteshaus auf der Sintlesau eine der reichsten klösterlichen Anstalten in dem großen Reiche, welches das geistliche Haupt in Rom beherrschte, und es übertraf an Macht und Einkünften die meisten der erlauchten Familien

*) Der sich noch, als eine große diplomatische Seltenheit, im Original, in dem Großherzoglichen Hauptarchive zu Karlsruhe befindet.

Teutschlands. Karl der Große hatte ihm zehn Ortschaften, und darunter Ulm und Radolfszell, — Gerold, Herzog in Schwaben, Tuttlingen, Wangen, Stetten am kalten Markt und 24. andere Dörfer, — Karlmann, vier Städtchen am Komersee, — Karl III. Zurzach, — Ludwig, der Fromme, Altheim, Riedlingen und fünf Ortschaften, Herzog Berthold in Schwaben, fünf und dreißig Ortschaften, worunter Schafhausen und Geisingen, — Berchtold von Schwaben dreißig Dörfer — geschenkt. Minder begüterte Wohlthäter sorgten für ihre Seelen durch geringere Stiftungen; aber viele ritterliche Geschlechte hinterließen ihr Eigenthum an Land und Leuten dem wundersam sich mehrenden Kloster. Seine Besitzungen breiteten sich in einem so hohen Grade aus, daß im Alterthum die Sage gieng, wenn der Abbt von Reichenau nach Rom reise, könne er täglich auf eigenem Grunde und Boden zu Mittag speisen, und übernachten. Ueberdieß waren über 300 adeliche Vasallen dem Kloster verpflichtet. Solchem Reichthum konnte es nicht an Auszeichnungen fehlen. Die Kaiser verliehen dem Stifte große Privilegien. Es ward den Aebbten die fürstliche Würde ertheilt. Vier hundert Jahre lange konnten nur Fürsten, Herzoge, Grafen und

Freye als Kapitularen aufgenommen werden. Die Zahl der von der Abbtey abhängenden Mönche und Priester belief sich unter Ludwig dem Frommen auf 1600 Köpfe. Oft ward die Reichenau von den teutschen Kaisern besucht. Der Pallast der Aebbte stellte das Bild eines glänzenden Hofes dar. In schöner Blüthe standen Wissenschaften und Künste. Der teutsche Adel versammelte da seine Jugend in einem für sie angelegten Erziehungsinstitute. Viele teutsche Benediktinerklöster erhielten den Stamm ihrer Mönche aus dieser so herrlich gelungenen Anstalt des heiligen Pirminius.

Diesen hohen Wohlstand behauptete das Stift ungetrübt, während der Periode, in welcher die Könige aus dem Karolingischen Hause auf dem teutschen Throne saßen; aber vom zehnten Jahrhundert an sank derselbe immer mehr zurück, bis er sich endlich in der Gränze gänzlicher Verarmung verlohr. Schon im Jahre 1175 unter dem Abbte Diethelm waren die Einkünfte, die in der Epoche der höchsten Blüthe die für jene Zeit ungeheure Summe von 60,000 Gulden erreicht hatten, bis auf 16000 herunter gebracht; etwas über zwey hundert Jahre später aber (1384) betrugen die Renten nicht mehr weiter als drey Mark Silber, und der Abbt Werner von Ro-

senegg, der keine eigene Tafel mehr halten konnte, ritt, wie die Chronik sagt, Mittags und Abends „auf einem weißen Rößli“ zu dem Priester nach Nieder-Zell, um bey ihm für ein geringes Kostgeld zu speisen. Dieser Verfall war allerdings zum Theil durch die Stürme der Zeit, die Mißhelligkeiten der Päbste und der Kaiser, durch unglückliche Befehdungen, und durch die gewaltthätigen Eingriffe der weltlichen Herrn verschuldet. Aber selten vollendet das Unglück seine Zerstöhrungen, wenn ihm Besonnenheit und standhafte Thätigkeit entgegen gesetzt werden. Dieß geschah von Seiten der Mönche von Reichenau nicht, im Gegentheile wurden die Uebel, welche die Ungunst der Zeit herbey geführt hatte, durch ihre eigenen Fehler erst recht verderblich. An dem Hofe der Aebbte herrschte königlicher Pracht, und ungemessener Aufwand. Auf ihren Reisen waren sie von Gefolgen umgeben, wie die Beherrscher großer Reiche. Täglich waren die Klostergebäude mit Gästen angefüllt; unaufhörlich schwelgte man im größten Ueberflusse. Die Mönche vergaßen ihre Bestimmung, und überließen sich einem lustigen, oft ärgerlichen Leben. Manchmal zogen sie auf die Fastnacht nach Ulm, tanzten, turnierten, spielten und trieben ungeistliche Possenspiele. Wie konnten die Aebbte die Zucht

herstellen, da sie meist selbst von dem Verderbniß ergriffen waren? *) Und wer hätte da für wirthschaftliche Ordnung sorgen sollen, wo das Wohlleben zur Regel geworden war? Mochten sich auch die Folgen der Schwelgerey und der Verschwendung bald zeigen; die Bedürfnisse, die man sich im Besitze des Reichthums angewöhnt hat, werden selten abgelegt, wenn man gleich dessen Verminderung bemerkt. So wurde denn ein Gut, eine Stadt, ein Dorf nach dem andern veräussert oder versetzt; der Raub und der Betrug hatten bey der nachlässigen und leichtsinnigen Wirthschaft freyes Spiel; die wichtigsten alten Rechte des Stiftes giengen verlohren, oder wurden verschleudert; umsonst legte der eine und der andere Abbt Hand an, dem tief gewurzelten Verderben zu steuren; das alte Gotteshaus konnte seinem Verhängnisse nicht entgehen.

Dieses kümmerliche Dahinsinken hatte längst die Blicke der Bischöfe von Konstanz auf die Reichenau gelenkt. Schon i. J. 1050. brachte

*) Von dem Abbte Bernhard, der im J. 1808. zur Regierung kam, sagt eine alte Handschrift, auf seine Vorfahren zurück blickend: „er war nit ein Vergäuder, sondern ein Merer, der weder Huren noch Buoben, weder Freund noch Maid, weder seinen kindern noch kebsfrauen geben haut.“

der Bischof Dietrich die Vereinigung der verfallenden Abbtey mit dem Hochstifte in Antrag, aber seine Begehrlichkeit scheiterte an dem Widerspruche des Pabsts Leo IX. Im sechszehnten Jahrhundert kam die Sache aufs Neue in Bewegung, und sie verlohr einen Theil ihrer Gehässigkeit durch die Hinweisung auf den Verlust, den der bischöfliche Stuhl durch die Reformation des Herzogthums Wirtemberg und einiger andern Bestandtheile der Diöcese erlitten hatte. Am 10. Oktober 1538. wurde, mit kaiserlicher Zustimmung, von dem Pabste Paul III. das Kloster mit allen seinen Gütern und Rechten dem Bischofe Johann übergeben, und 1542. ertheilte der Kaiser Karl V. dem Hochstifte die Belehnung über die Regalien der neuen Erwerbung, nachdem der letzte der Aebbte, Marx von Knöringen, am 6. December 1540. als ein armer Pfründer sein Leben geendet hatte. Von nun an führten die Bischöfe den Titel als Aebbte von Reichenau, und vermehrten mit den klösterlichen Einkünften ihre Tafelgelder; einige Mönche aber blieben im Stifte, und warteten dort, einem Prior untergeordnet, des Gottesdienstes. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten diese einen Versuch, von dem die Einverleibung im-

mer widersprechenden Benediktinerorden unterstützt, dem Institute wieder zu seiner alten Selbstständigkeit zu verhelfen. Aber von ihren Anschlägen unterrichtet, überfiel (1757.) eine von dem Bischofe Kardinal von Roth abgeordnete Kommission mit gewaffneter Hand die frommen Männer, und zwang sie, das Kloster zu verlassen. Nun trat aber ihr Prior Meichelbeck öffentlich auf, klagte am Reichstage über die an diesem alten Sitze der Söhne des heiligen Benedikts verübte Ungerechtigkeit, suchte die Verwendung auswärtiger Höfe nach, und bemühte sich durch einige heftig verfaßte Schriften das Publikum in sein Interesse zu ziehen. Die Benediktiner-Abbteyen in Baiern und Schwaben, und besonders die Kongregation des heiligen Maurus unterstützten ihn mit Geld, zur Führung seiner Sache, und selbst die Könige von Frankreich und Preussen gewährten ihm ihren Schutz und ihre Verwendung. Aber er starb ohne der Insul theilhaftig geworden zu seyn, die er mit so rastloser Thätigkeit gesucht hatte.

Nachher wurde der Gottesdienst in der Stiftskirche von zwölf Missionarien aus den schwäbischen und helvetischen Benediktinerklöstern versehen. Als aber diese letztern in Absendung

ihrer Mönche laulicht zu werden anfiengen, so ersetzte man die leeren Stellen mit ausgewanderten französischen Priestern, die damals haufenweise über den Rhein hinüber ströhmten. Die Krieg lasten zwangen die bischöfliche Regierung auch hier auf Be chränkung der Ausgaben zu sinnen, und so machte man 1799. ie neue Einrichtung, daß die Funktionen in der Klosterkirche durch drey von dem Hochstifte besoldeten Weltpriester verwaltet wurden, welche Einrichtung auch nach der Badischen Besitzergreifung beybehalten worden ist. Tausend und fünf und siebenzig Jahre lang hatten also die Söhne des heiligen Benedikts in der Klosterkirche auf der Reichenau des Altars gepflegt.

Ein schöner Beweis von dem wissenschaftlichen Eifer, der ehemals hier herrschend war, sind die litterarischen Schätze, die bis in unsre Tage in dem Kloster aufbewahrt, neuerlich aber mit den öffentlichen Bibliotheken zu Karlsruhe und Heidelberg vereinigt wurden. Im Mittelalter war die Büchersammlung auf der Reichenau eine der wichtigsten in Teuschland. Aber mit dem Wohlstande des Stifts sank auch sie, und dann wurde ihr noch die Kirchenversammlung zu Konstanz besonders nachtheilig, indem die Väter die bedeutendsten Werke entlehnten,

ohne sie wieder zurück zu geben. Indessen blieben noch 134 Handschriften, von denen 273 auf Pergament, und 161 auf Papier geschrieben waren, übrig; welche aber seit der Vereinigung der Abbtey mit dem Bisthum, unbenützt oder vernachlässigt, ihrem Schicksale überlassen, und zum Theil von den Motten verderbt wurden, bis endlich der treffliche Abbt Martin Gerbert von St. Blasi auf den Werth der hier vorhandenen Alterthümer aufmerksam machte, die pergamentenen und papiernen Handschriften von einander absonderte, ihnen und den Inkurabeln bessere Stellen anwies, und die Katalogisirung der Bibliothek veranlaßte. Unter den Handschriften fanden sich mehrere aus dem neunten, zehnten und elften Jahrhundert. Aus einigen lateinischen und aus dem griechischen übersetzten klassischen Autoren mochten Reginonis Chronicon, ein Hermannus Contractus, ein Gregorius Turonensis de miraculis apostolorum, ein Servius in Virgilii Georgica, Josephus de bello judaico, ein psalterium aus dem neunten Jahrhundert, ein Chronicon Germanicum Abbatis Augiensis, Joannis Egonis Annales Augienses, Isidorus Hispa-

lensis de officiis, Alcuini quaestiones in Genesin, Petri Comessoris historia scholastica, und Conradi de Cimbern, Abbatis, carmen, quo afflictus Augiae status amare defletur — die wichtigsten seyn.

Reichenau hatte aber noch größere Schätze, als solche, welche menschliche Kunst und Witz hervorzubringen vermögend sind. Es verwahrte das Gotteshaus einige Tropfen des heiligen Bluts, die Gebeine des Evangelisten Markus, einen Krug von der Hochzeit zu Kana, einen Dorn von der Krone Christi, einen Nagel von seiner Kreuzigung, und mehrere ähnliche Reliquien aus den ersten Zeiten der Kirche. Der fromme Betrug hatte diese Dinge erfunden, und der Aberglauben ward bey ihrem Anblicke erschüttert und entzückt. Moralische Wirkungen lassen sich in unsern Tagen nicht mehr von ihnen erwarten; aber sie verdienen erhalten zu werden als charakteristische Denkmale der Gestalt, in welcher religiöse Ansichten und Gefühle auf einer gewissen Stufe der Kultur sich bilden. — Der berühmte Stein, den Reichenau seit der Zeit Karls des Großen besitzt, den die Prahlerey und die Unwissenheit lange für einen Smaragd ausgegeben haben, ist nichts weiter als ein

Glasfluß, aber auch solcher wegen seiner Größe allerdings merkwürdig. Er wiegt 28 Pfund und ist blaßgrün und durchsichtig, aber nicht rein und in der Mitte zersprungen. Es hätte schon längst Verdacht gegen seine Aechtheit erregen sollen, daß er in den Zeiten des Mangels und der Noth, die oft so schwer auf die Väter von Reichenau drückten, nie versilbert worden ist. *)

Unter den Gebäuden der Insel ist die alte, schon im J. 806. von dem Abbte Hatto, aufgeführte Klosterkirche das merkwürdigste, theils durch den alterthümlichen Charakter ihrer Bauart, theils durch die Monumente, die sie ent-

---

*) So wie wir auch sehr viel Verdacht gegen die Glaubwürdigkeit derjenigen haben, welche dem ehrlichen J. G. Keysler (S. dessen Reisebeschreib. 1. S. 17.) erzählten, daß von Juwelieren für jedes Pfund des Steins schon 50,000 Gulden geboten worden. Hätte es aber auch mit diesem Angebote seine Richtigkeit, so käme der Reichenauer Stein doch noch bey weitem in keine Vergleichung mit einem andern erträumten Kleinode unsrer Zeit, nämlich mit dem großen Diamant des sel. Hofraths Beireis in Helmstädt, den, nach der Versicherung seines Besitzers, alle Souveraine von Europa zusammen, nicht zu bezahlen im Stande waren.

hält. In ihr liegt Kaiser Karl der Dicke begraben, der — ein warnendes Exempel von dem Unbestande des menschlichen Glücks — erst Herr der gesammten fränkischen Monarchie gewesen war, und dann in Armuth und Elend sein Leben in einem schlechten Dorfe in Schwaben endigte. *)

An dem östlichen Ende der Insel sind noch die Ruine des uralten Schlosses Schopfeln der Beachtung werth. Dasselbe scheint der erste Sitz der Aebbte gewesen zu seyn, wie denn mehrere der frühsten Urkunden in ihm unterzeichnet wurden. Im Jahre 1055. war es das Gefängniß des Bischofs Gebhard von Regensburg, dem wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät die Haft zuerkannt worden. Im Jahre 1383. zerfielen die Mauern dieser Burg unter den Händen des durch eine empörende Grausamkeit zur Rache entflammten Volkes.

---

*) Universam Germaniam et Galliam, hatten die Mönche von Reichenau auf sein Grab geschrieben, jure hereditario acquisivit; demum animo, mente et corpore deficiens, ab imperio, sane magno cum Fortunae ludibrio, dejectus, a suis omnibus postpositus, humili hoc in loco sepultus jacet.

Der Abbt Mangold, der zugleich die bischöfliche Würde begleitete, hatte einige Fischer von Konstanz, die ihre Netze in sein Gebiet ausgeworfen, gefangen genommen, und sie eigenhändig des Augenlichts beraubt. Ergrimmt über diese That des Tyrannen stand die gesamte Zunft der Fischer auf, überfiel die Reichenau, machte das Schloß Schopfeln dem Erdboden gleich, und opferte mehrere Höfe auf den abbteylichen Besitzungen den Flammen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Innhalt.

	Seite.
1. Ueber teutsche Geschichte und Historiographie.	1
2. Die Römer und die Germanen.	47
3. Ueber den Charakter Karls des Großen.	92
4. Bemerkungen eines Reisenden über Westphalen, in besonderer Beziehung auf Geschichte und Alterthümer.	141
5. Die Kämpfe Ludwigs des Baiers und Friedrichs von Oesterreich um die teutsche Königskrone.	204
6. Die Reichenau.	279

Pahl, Johann Gottfried <<von>>,

Herda Erzählungen und Gemählde aus der teutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte

Bd.: 1

Freyburg ; Konstanz 1811

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.germ.o.9(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11709923-9